Biographie / von Johann Peter Frank.

Contributors

Frank, Johann Peter, 1745-1821.
London School of Hygiene and Tropical Medicine

Publication/Creation

Wien : Karl Schaumburg, 1802.

Persistent URL

https://wellcomecollection.org/works/u9mpxkjk

Provider

London School of Hygiene and Tropical Medicine

License and attribution

This material has been provided by This material has been provided by London School of Hygiene & Tropical Medicine Library & Archives Service. The original may be consulted at London School of Hygiene & Tropical Medicine Library & Archives Service. where the originals may be consulted. This work has been identified as being free of known restrictions under copyright law, including all related and neighbouring rights and is being made available under the Creative Commons, Public Domain Mark.

You can copy, modify, distribute and perform the work, even for commercial purposes, without asking permission.

wellcome collection

Wellcome Collection
183 Euston Road
London NW1 2BE UK
T +44 (0)20 7611 8722
E library@wellcomecollection.org
https://wellcomecollection.org

NOT TO BE TAKEN FROM THE LIBRARY

LIBRARY

Date 16 February 1951

Class Mark WC DY (FRA) Accession No. 37910

1802

LSHTM
0011190814

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/b21364400

LIBRARY

Author: FRANK (J.P.)

Title: Biographie.

Acc. No.	Class Mark	Date	Volume
37910	f.DY (FRA)	1802	

8060

Gesundheits Taschenbuch

für

das Jahr 1802.

Von einer Gesellschaft

Wiener Aerzte.

LONDON SCHOOL OF HYGIENE LIBRARY 12 MAY 1972 AND TROPICAL MEDICINE

Wien,
bey Karl Schaumburg und Kompagnie.

1802.

37910

LONDON SCHOOL OF HYGIENE
LIBRARY
12 MAY 1972
AND TROPICAL MEDICINE

LIBRARY
19 FEB 1981
AND TROPICAL MEDICINE

Biographie

von

Johann Peter Frank.

Ich habe den Gipfel des zur Laufbahn mir angewiesenen Berges seit Jahren erstiegen. Jenseits, vielleicht nahe, vielleicht tiefer unten im Thale, wartet meiner, doch ohne mich zu schrecken, das Grab. Dankbar höre ich indessen die Stimme meiner Kinder, und — die ich eben so betrachte, meiner zahlreichen Schüler. Sie fordern zärtlich die

Geſchichte meines Lebens, und ihnen iſt ſie wichtig; aber iſt ſie es auch der Menge, für welche ſie dieſelbe beſtimmen? . . . O ja! Freunde wenigſtens, und Feinde denke ich, mögen ſolche — beyde auf ihre Weiſe, benützen. Das Licht in meiner Wanderung, iſt für jene — der Schatten, den ſie auf mich wirft, für dieſe — das Ganze, für die (vermuthlich mehr unparthevischen) Nachkömmlinge von allen.

„Das Leben eines Menſchen," ſagt Potagor, „gleichet dem Homer'ſchen Schilde, an „welchem man, ſo lange man es beſchauet, immer „etwas Neues zu lernen findet." Ob bey ſolcher Zeichnung derjenige, welcher das Bild vorzuſtellen hat, den Griffel ſelbſt führen, oder andern denſelben überlaſſen ſolle? Dieß iſt freylich eine ſchwer, zur Befriedigung von allen, zu beantwortende Frage. Wenn ich aber nicht irre, ſo iſt eine Lebensgeſchichte nicht mehr und nicht weniger, dann eine Reiſebeſchreibung, die doch der Reiſende am beſten ſelbſt entwirft, beſonders wenn noch Zeugen genug leben, um die Wahrheit ſeiner Erzählungen zu beſtätigen. Wenn mancher ſeine Lebensgeſchichte bey ſeiner Leichenpredigt anhören

wollte, er würde entweder gleich Rabnern ängſtig davonſchleichen, oder wenigſtens (wenn er anders nur das Gröbere ſeiner Eigenliebe mit ſeiner irdiſchen Hülle abgelegt hätte,) das Leichentuch ſchamroth vor das Angeſicht halten müſſen. Warum alſo grade das, was man am beſten ſelbſt wiſſen kann, andern (vorausgeſetzt, daß man nach ſeinem Tode doch ein Wort mehr, darüber erward gebohren, hat gelebt, und iſt geſtorben, von ihm ſagen werde) zu ſagen überlaſſen? . . . Ich ſelbſt ſchreibe daher meine Geſchichte, ſo weit ſie jetzt reichet, hier nieder. Den Ueberreſt, vermuthlich ſehr wenig, mögen, wenn es anders der Mühe zu lohnen ſcheint, diejenigen, welche mich näher gekannt haben, nach Vollendung meiner mühevollen Wanderung hinzuſetzen.

Denjenigen, welche zu künftigen Weltbürgern beſtimmt ſind, rathe ich im Ernſte, ſich von kraftvollen, zu denken fähigen, und gutartigen Eltern, zu welchem Stande ſie auch immer gebören mögen, erzeugen zu laſſen. — Nicht nur bey Jagdhunden und Pferden kömmt es auf die Raçe, ob ſie zu ihrer Beſtimmung mehr oder weniger Anlage

mit ſich bringen werden, an. Iſt dieſer Rath auf Erfahrung gegründet, ſo weiß ich um ſo weniger, warum ich nicht von meinen Eltern, ſo geringe ſie auch waren, früher, dann von mir ſelbſten, und zwar etwas umſtändlicher, zu ſprechen hier Anlaß nehmen ſollte, als ihre kleine Geſchichte nicht alltäglich, und der Theilnahme des Leſers nicht ganz unwerth iſt.

Niklas Frank, mein Vater, war der einzige Sohn eines franzöſiſchen Lieferanten, der, ich weiß nicht aus welcher Provinz Frankreichs herſtammend, ſich zu Montroyal, einer in der Grafſchaft Sponheim, nahe bey Trarbach gelegenen, damals von den Franzoſen beſetzten Bergveſtung niedergelaſſen, und mit einem deutſchen Weibe verehliget hatte. Als jene Veſtung von den Franzoſen ſelbſt geſchleift worden ware, rückte die Garniſon, und mit ihr mein Großvater nebſt ſeinem neunjährigen Sohne bey dem ſpaniſchen Succeſsions-Kriege ins Feld. Sein Eheweib wies er an, ſich zu ihren Anverwandten nach Mannheim, oder, wenn ſich dieſe des Krieges wegen geflüchtet haben ſollten, zu jenen von Heilbrunn zu verfügen.

Bald nach seiner Trennung ward mein Großvater von einer Parthey feindlicher Marodeurs ermordet, und von allem, was er noch besaß, beraubt. Dessen Sohn ward jetzt von den Offizieren des Regiments aus Mitleid erhalten, und mußte der Armee folgen. Nach einigen Jahren, als diese zu Ladenburg, nahe bey Heidelberg stand, gieng dieser Knabe, ohne ein Wort von der deutschen Sprache zu verstehen, und ohne es merken zu lassen, von der französischen Armee ab, und über den Rhein. Kaum war er bis nach Kaiserslautern gekommen, als ihm die Nahrungsmittel ausgiengen. Er sprach einen Handelsmann dieses Städtchen in seiner Sprache um Beystand an. Dieser erbarmte sich des Jungen, und behielt ihn, in der Absicht, seine eigene Kinder durch dessen Gesellschaft in der französischen Sprache zu üben, in seinem Hause. Nach und nach gewann Niklas, der einen guten Kopf, vielen Fleiß, und die größte Redlichkeit verrieth, die Gewogenheit des gutthätigen Handelsmannes. Ohne mehr lesen oder schreiben zu können, ward er nach und nach zum Handel gebraucht. So vergingen mehrere Jahre, während welchen der redliche Handelsmann, dessen Nahme leider nicht einmal

bis auf mich gelanget iſt, ſeinem Pflegſohne einen Jahrsgehalt angewieſen, denſelben aber, da jener keinen Abgang litt, aufgeſparret hatte. Als Niklas zu einem Manne herangewachſen ware, entließ ihn deſſen Wohlthäter mit dem Rathe: alſogleich die Frankfurter Meſſe zu beſuchen, dort zuerſt nur die Hälfte ſeines kleinen Kapitals in allerhand kurze Waaren zu ſtecken, mit dieſen in das nahe Weſtreich, wo keine Krämer vorhanden ſeyen, zu gehen, und dieſelben zu veräußern. So geſchah, und Niklas erwarb ſich bald durch ſeinen Kleinhandel einiges Vermögen.

Nach einigen Jahren ward Niklas in dem Hauſe meines mütterlichen Großvaters, Theobald Würz, eines wohlhabigen Bürgers und Amtsſchultheiſen zu Rotalben in der Baden-Badiſchen Herrſchaft Grävenſtein im Waſgau zwiſchen Zweybrücken und Landau bekannt. Wegen ſeiner Rechtſchaffenheit und Klugheit vertraute ihm Würz die Aufſicht über zwey ihm zugehörige Glashütten, ohne daß er deswegen ſeinen Handel zu verſäumen hatte. Bald wurden die Glashütten unter ſolcher Leitung faſt um die Hälfte einträglicher. Einſtens lag der alte

Würz ſchon um 4 Uhr des Morgens in ſeinem Fenſter, und ſah unbemerkt in ſeinen Hof. Hier ward er gewahr, daß einer ſeiner jungen Knechte einen Apfel, den er auf der Erde liegend angetroffen hatte, muthwillig mit dem Fuße vor ſich herſtoßte. Gleich darauf kam Niklas, und gab dem Knechte, weil er den Apfel nicht aufhob, und wenigſtens dem Viehe ſeines Herrn vorlegte, eine derbe Ohrfeige. Dieſe Beweiſe von Treuheit gewannen Niklas die Zuneigung ſeines Vorgeſetzten ſo ſehr, daß dieſer ihm in ſeinem dreyßigſten Jahre ſeine erſt vierzehnjährige wohlgebildete Tochter, Marie Margret Würz, zum Weibe gab. Mit dieſer zeugte mein Vater 14 Kinder. Nach und nach erwarb ſich dieſer anſehnliche Grundſtücke, und baute dieſe mit eigener Hand und mit ſo unermüdetem Fleiße an, daß er ſich ein nicht unbedeutendes Vermögen, und den Ruhm des arbeitſamſten Mannes in der ganzen Gegend erwarb.

Es waren bereits viele Jahre ſeines Eheſtandes verſtrichen, als Niklas einer Unpäßlichkeit halber die Oſtermeſſe zu Frankfurt verſäumen, und ſeinem Handelsfreunde Faul von Pirmaſens den Einkauf ſeiner Bedürfniße überlaſſen

mußte. Dieſer begab ſich nach Frankfurt, und kehrte in einem Gaſthofe zu Sachſenhauſen ein. Indem derſelbe bey naßkalter Witterung eine Zeitlang in der Wirthsſtube verweilte, ward er eines reinlich gekleideten uralten Mütterchens, das ſich ſehr eifrig mit Spinnen beſchäftigte, gewahr. Er ließ ſich mit demſelben in ein Geſpräche ein, und erfuhr, daß dieſe mehr dann 95jährige Alte, durch mancherley Unglücksfälle ſo weit gebracht worden ware, daß ſie ſich zum Theil mit ihrer Handarbeit zu erhalten denken müßte. „Hätte ich noch meinen Sohn," ſagte ſie weinend, „ſo weit wäre es vermuthlich nie mit mir gekommen!" Nun folgte die Geſchichte ihres Verluſtes: ſie beſtimmte ihren ehemaligen glücklicheren Stand, den Ort ihres Aufenthaltes; ſie nannte ihren Ehemann, ihr Kind, von welchen ſie nie mehr etwas gehöret hätte. Alles lehrte den Freund meines Vaters, daß er deſſen Mutter auf die ſeltſamſte Weiſe entdecket habe; allein die Furcht, ſich ſelbſt und die Verlaſſene zu täuſchen, machte, daß er erſt bey ſeiner Zurückkunft mit ſeinem Freunde von dieſem Vorfalle zu reden ſich vornahm. Dieſer verſäumte keinen Augenblick, die Wahrheit auf der Stelle zu entdecken. Alle

Umſtände trafen auf das genaueſte zuſammen. Die Mutter meines Vaters, denn ſie war es, hatte von ihren Verwandten zu Mannheim, zu Hellbrunn keinen mehr angetroffen. Alle hatten ſich vor dem Kriege geflüchtet. Ihres Ehemannes, ihres Sohnes beraubt, hatte ſich die Unglückliche dahin, wo ſie jetzt gefunden ward, und wohin dieſer ſich ſo viele Jahre hindurch, ohne zu wiſſen, daß ſeine Mutter ihm ſo nahe ſeye, begeben hatte, verfüget, ihre wenige Baarſchaft verzehret, und dann in ihrer Arbeit, und in dem Mitleid der Familie, bey welcher ſie jetzt wohnte, ihren Unterhalt gefunden. Nun warf ſich die jetzt glückliche Mutter in die Arme ihrer Kinder und Enkel, und erlebte ein Alter von hundert und fünf Jahren.

Den 19ten März 1745 ward ich zu Rotalben gebohren. Mein Vater, welcher Elternlos erzogen worden, und nur durch äußerſte Anſpannung ſeiner Kräfte zu etwas gekommen ware, behielt, bey aller ſeiner Liebe für ſeine Familie, immer etwas Rauhes in ſeinem ſonſt gutmüthigen Karakter. Die Anfälle ſeines Aufbrauſens waren für ſeine Kinder oft ſchreckend. In einem derſelben befahl er meiner Mutter, die mich als ein neun Monate al-

tes Kind an ihre Bruſt legen, und damit mein lautes Geſchrey ſtillen wollte, ſie ſollte das Zimmer mit mir alſogleich verlaſſen! Sie hoffte, mich zum Schweigen zu bringen. Der Befehl ward zum zweyten Male wiederholet, und als dieſes nichts nützte, griff mich der Erzürnte bey der Bruſt, und warf mich haſtig zu der offenen Thüre, auf eine weite Strecke, hinaus. — Auf der Stelle ſah er und bereute in Verzweiflung ſeinen Gähzorn. Ich lag inzwiſchen in Zückungen, die mich erſt nach neun Wochen verließen. Hingegen war meine Mutter von der ſanfteſten, liebreicheſten Gemüthsart, und in allen Stücken weit über den Stand, in welchem ſie gebohren ward, erhoben.

Ich mag etwa vier Jahre alt geweſen ſeyn; da ich, des Sommers, auf einem Platze vor meinem väterlichen Hauſe, allein ſaß, und mir ein Häuschen von Sand baute. Auf einmal ſtürzten gegen 20 Bauernpurſche, die ſich auf eben dieſem Platze beluſtigten, vermuthlich ohne mich zu ſehen, über mich her. Meine Mutter, die mich jetzt auf einmal aus ihren Augen verloren hatte, zerſtreute dieſen Haufen durch ihr ängſtliches Zurufen. Ich lag beynahe gänzlich zuſammengedrückt und erſtickt

zur Erde, und es blieb mir, von diesem Zeitpunkte, eine öfters zurückkommende Engbrüstigkeit, die mich erst im achtzehnten Jahre meines Alters vollkommen verlassen hat. Da mein Vater auch mit Salz handelte: so weiß ich nicht, was ich an diesem für einen angenehmen Geschmack finden mochte, aber ich genoß täglich eine beträchtliche Menge desselben, und vermutblich war dieses die Ursache, warum ich Monate lang einem sehr beschwerlichen Harnbrennen unterworfen war. Bald nachher bekam ich eine beträchtliche Geschwulst in der großen Halsdrüse, die sich heftig entzündete, und in Eiterung übergieng. Nirgend war in dieser Gegend Rath zu finden. Ein Regimentschirurg von Pirmasens, welcher um solchen gebethen ward, verzweifelte an meinem Aufkommen, und zwar, weil mir, wie der gelehrte Mann sich verlauten ließ, ein Nerv gesprungen sey!! Meine Mutter ließ mir auf ihren Kopf durch einen Barbier, der sich kaum diezu verstehen wollte, diese Geschwulst öffnen, und so ward ich abermal vor dem Ersticken gerettet. Diese Umstände, sowohl als meine äußerste Empfindlichkeit, verhinderten meinen Vater, mich, so wie er wünschte, zu seinen harten Arbeiten zu

gebrauchen; und als er mich einige Male bey rauher Witterung nach Dieuſe, in Lothringen, und nach Frankfurt in die Meſſe mit ſich genommen hatte; ſo mußte er ſich von meiner wenigen Anlage zu ſeinem Stande überzeugt haben, indem er meiner Mutter, nach ſeiner Weiſe, ſagte: ich ſey ihm zu kurz auf den Wagen, und zu lange auf den Karren. Dieſe benützte ſolch eine Bemerkung zu meinem Vortheile, und nun ward meiner Schwäche mehr geſchont.

Bald erholte ich mich jetzt an Kräften. Da ich nun mit andern Knaben die Dorfſchule beſuchte, wo ich, obſchon mein Lehrer öfters ſagte, daß ich ſogar die Bibel zu leſen verſtünde; gleich jenen, manche Stöße empfieng; ſo kam ich einſtens, als ein ſechsjähriger Knabe, in vollem Weinen nach Hauſe. Als ich um die Urſache befragt wurde, ſagte ich ſchluchzend meiner Mutter: ich ſey ſehr unglücklich, ſo ſtrenge erzogen zu werden. Auf die Frage, warum? .. antwortete ich: weil alle meine Schulgeſellen ohne Strümpfe herumſpringen dürfen, während dem meine Füße in dieſen, und in Schuhen erſticken möchten! — Sind wohl die Klagen ganzer Völker gegen heilſame Verordnungen nicht oft eben ſo kindiſch?

Endlich that mich meine Mutter, in meinem ſiebenten Jahre, zu einem meiner älteren, bereits verehlichten Bruder, Johann Frank, nach Eußertbal, nahe bey Landau, in die Koſt. Daſelbſt erhielt ich zwey Jahre hindurch den meinem Alter angemeſſenen Unterricht. Als ich von da in mein väterliches Haus zurückkam; äußerte ich das Verlangen nach mehrerem Unterrichte, und bat meine Mutter, mich, ohne genau zu wiſſen, was dieß heißen wollte, ſtudieren zu laſſen. Mein Vater verwarf anfänglich dieſen Einfall; allein meine gute Mutter, deren frommer, geheimer Wunſch war, mich, im Falle ich ſtudierte, dem geiſtlichen Stande gewidmet zu ſehen, erflehte die Erlaubniß, mich nach Raſtadt, im Badiſchen, in die lateiniſchen Schulen der Piariſten ſchicken zu dürfen. Hier war ich inzwiſchen zwey Jahre hindurch meiner eigenen, vielleicht der ſicherſten, Leitung überlaſſen. Ich erlernte ſehr wenig, aber ich blieb ohne Verführung, und legte etwas von der Rohigkeit meiner erſten, ländlichen Erziehung ab. Vieles mag, zu jenem, die Sparſamkeit, mit welcher ich unterhalten wurde, beygetragen haben. Es war mir nämlich zu meinem außerordentlichen

Aufwande wochentlich nur ein Groſchen angewieſen werden: den ich, auf einen beſtimmten Tag, bey der Generalin von Treger daſelbſt abholen mußte. Oft war ich von einem Schuldenlaſt von drey bis vier Groſchen, für eingekaufte Früchte, hart niedergedrückt. Dann vermied ich einen Monat hindurch den Ort, wo meine Gläubigerin, das Obſtweib, ſich aufhielt; bis ich endlich ſchamroth meine Schulden zu tilgen im Stande war. Ich darf hier einer Anekdote nicht vergeſſen. Ich hatte nämlich, als zehnjähriger Knabe, eine ſehr helleklingende, angenehme Stimme. Da auf dem Theater der Piariſten von ihren Zöglingen öfters Schauſpiele aufgeführet wurden; ſo übertrug man mir eine Frauenzimmerrolle, bey welcher ich eine ſchöne Arie mit ſo lautem Beyfall abſang, daß die damals regierende Markgräfin, eine große Liebhaberin der Singkunſt, auf den Gedanken verfiel, mich nach Italien ſchicken, und vermuthlich zur Beybehaltung meiner Sopranſtimme zurichten zu laſſen; wenn nicht der Gemahl eben jener erwähnten Generalin die Verſicherung ertheilet hätte: daß ich, als der Sohn eines vermöglichen Bürgers, nicht nöthig hätte, meine Unterſtützung ſo theuer zu erkaufen.

Wegen einem mir zugeſtoſſenen heftigen Quartanfieber ward ich endlich nach Hauſe genommen. Damals hatte man gegen die Chinarinde noch große Vorurtheile; und als die übrigen Mittel mir nicht helfen wollten, ſo ward mir befohlen, mit einem lebendigen Krebſe in der Hand, zu einem nahen Bache zu gehen, und jenen rückwärts in das Waſſer zu werfen. Es freuet mich noch jetzt, daß ich damals auf ein ſo albernes Mittel kein Zutrauen geſetzt, ſondern, als ich von dem Bache zurückkam, meiner guten Mutter erzählet habe: daß ſich der Krebſe bey meiner Expedition faſt zu Tode gelacht hätte. Für ſolche Spötterey behielt ich aber auch mein Fieber noch lange, und verſäumte einen Theil meiner Schulzeit; bis mich endlich mein Vater nach Bockenheim (Boucquenom) in dem nahen Lothringen, in die dortige Jeſuitenſchule abſchickte. Mein Fleiß wuchs mit jedem Tage; allein ich ſchwang mich ſelten zur erſten Klaſſe der Schüler hinauf. Ich hatte den größten Widerwillen vom Auswendiglernen, wußte meine Lektionen, ſo gut ich deren Inhalt verſtand, nie recht daherzuſagen, und hatte manche Demüthigung deßhalben auszuſte-

ben. Auch hier widerſtand ich glücklich der jugendlichen Verführung. Da ich ein ſehr groſſes Vergnügen an Muſik fand, ſo fieng ich an, ein blaſendes Inſtrument zu erlernen. Mein guter Lehrer, der mich für allzuſchwächlich hielt, verboth mir dieſes auf das ſchärfeſte, und wies mich zur Saitenmuſik. Dieſe Leidenſchaft für die Tonkunſt iſt mir, obſchon ich es in Ausübung derſelben nie weit gebracht habe, bis auf heute zurückgeblieben.

Nach drey Jahren ward ich nach Baden, in der Markgrafſchaft, verſchickt, und, um die Rhetorik zu erlernen, in ein gutes Haus gethan. Meine Lehrer bemerkten bald, daß ich für dieſen Theil des Unterrichtes, ſo wie für die Poeſie, mehr Geſchmack hatte; und ſie glaubten bey mir eine noch beſſere Anlage zu höheren Wiſſenſchaften zu entdecken. Nach dieſem Schuljahr ward meiner Mutter angerathen, mich nach Frankreich zu ſchicken, und die philoſophiſchen Studien da zurücklegen zu laſſen. Ich kam daher im Jahr 1761 nach Metz, und das folgende Jahr nach Pont-a-Mouſson, wo ein ſehr gelehrter und berühmter Jeſuit, P. Barlet, die Phyſik lehrte. Das phyſikaliſche Kabinet war daſelbſt fürtreflich eingerichtet, und ich bekam eine

ſolche Liebe zu dieſer Wiſſenſchaft, daß ich, nachdem ich im nämlichen Jahre die Doktorwürde in der Philoſophie erhalten hatte, die Arzneykunde, als eine Tochter von jener, erwählte, und, zum größten Leidweſen meiner frommen Mutter, der Abſicht ein Geiſtlicher zu werden, entſagte. Auch mein Vater war mit dieſer meiner Abſicht ſehr unzufrieden, und erklärte ſich: daß er, wegen den großen, damit verknüpften Unkoſten, mir ſeine Unterſtützung entziehen würde. Ich war untröſtlich, und konnte mich ohnmöglich zur Wahle eines Standes verſtehen, der mich von meinem Lieblingsſtudium abgehalten haben würde.

Es war aber doch noch eine andere Urſache, die mich armes Weltkind ſo denken machte. Ich war zu Pont-a-Mouſſon einem Handelsmann, Hrn. Pierron, anempfohlen, und in deſſen Haus ſehr gütig aufgenommen worden. Dieſer hatte eine ſehr ſchöne und ausnehmend wohl erzogene Tochter von meinem Alter. Ohne noch zu wiſſen, was Liebe ſeye, liebte ich dieſes fürtrefliche Geſchöpf von ganzem Herzen. Aus Schüchternheit hatte ich vor dieſe meine Zuneigung nicht früher, dann bis ich mich gezwungen ſah ſie zu verlaſſen, eröffnet. Sie geſtand mir

bey dem erſten und letzten Augenblicke, in welchem ich allein mit ihr ſprechen konnte, eben ſo ſchüchtern ihre mir günſtige Geſinnungen, mit der Verſicherung: daß, wenn ich nicht ſo eben auf dem Punkt wäre, mich von ihr zu entfernen; ſie mir dieſelben nie würde eingeſtanden haben. Ich konnte mich vor meinem Glücke, und vor dem Schrecken, dieſem auf der Stelle entſagen zu müſſen, nicht faſſen; als ich mich ſchon von dem Gegenſtande meiner Liebe und meiner Verzweiflung verlaſſen ſah. Wenigſtens, rief ich ihr nach, wenigſtens darf ich Sie dereinſt wieder ſehen; und wenn ich mich Ihrer würdig gemacht haben werde, Ihnen meine Hand anbieten? . . . Ein mitleidiger Blick, und eine ſanfte Thräne, die über ihre ſchöne Wange herabrollte, war die Antwort auf dieſe meine Frage.

Inzwiſchen hatte ſich mein erwähnter Bruder, da ſich unſer Vater noch immer weigerte, mich die Arzneywiſſenſchaft ſtudieren zu laſſen, gegen denſelben geäußert: daß er, auf ſolchen Fall, ſein eigenes, geringes Vermögen zu meinem Entzwecke verwenden würde. Dieſes, und endlich der Zuſpruch meiner, zum voraus von ihm gewonnenen, Mutter, verſchafften mir endlich die Erlaubniß, mich,

weil ich doch sonst zu nichts zu gebrauchen wäre, auf die nächste Hohesschule, nach Heidelberg, zu begeben. Hier fieng ich nun an die medizinischen Schulen zu besuchen. Meine Liebe zur Wissenschaft und meine Zärtlichkeit spornten alle meine Kräfte an. Ich besuchte zuerst die Vorlesungen der beyden Professoren Gattenhof und Schönmegel. Der erstere, einer von Hallers vorzüglichsten Zöglingen, ein sehr gelehrter und fürtreflicher Mann, las über die Boerhaavischen Institutionen. Der andere, ein Schüler von Winslow, Petit, Levrêt und Sauvages, lehrte Anatomie, Wundarzney- und Entbindungskunst mit vieler Deutlichkeit.

Am Ende des Schuljahrs lief ich Gefahr, der Arzneywissenschaft auf ewig zu entsagen. Ich selbst war mit dem, was ich bisher erlernet hatte, gar nicht zufrieden. Ich begab mich glücklicher Weise zu Gattenhof, und gestand ihm offenherzig: daß ich, nach so viel angewandter Mühe, mir keiner Fortschritte in der Wissenschaft bewußt, und daher dieser gänzlich zu entsagen gesonnen wäre. „Dieß begreife ich nicht, erwiederte mein Lehrer. Sie haben alle erforderliche Anlage; Sie haben sich emsig

verwendet. Haben Sie bey all' dieſem nichts erlernt; ſo iſt wohl der Fehler auf Seiten ihrer Lehrer." Er beſtellte mich auf den folgenden Tag, um mich allein zu prüfen. Ich antwortete ihm vermuthlich mehr, als er ſich von einem einjährigen Schüler in der Arzneywiſſenſchaft zu fordern berechtiget glaubte. „Sind Sie noch der Meinung, ſagte er mit ſichtbarem Vergnügen, daß Sie wenig oder gar nichts erlernet haben?" — ich glaubte dieß noch immer, weil ich nicht einſehen konnte, zu was das Erlernte mir dienen ſollte. Als ich, um 22 Jahre ſpäter, für die Hohe ſchule zu Pavia einen mediziniſchen Studienplan ſelbſten entwerfen mußte, war ich dieſer meiner ehemaligen Verlegenheit wohl eingedenk, und ſuchte derſelben bey anfangenden Schülern dadurch zu begegnen: daß ich die Einrichtung traf, damit bey ſo trocknem theoretiſchen Unterrichte, der Entzweck desſelben nie außer dem Geſichtspunkte der Zöglinge geſtellet würde.

Kaum waren die Ferien erſchienen, als ich das wenige Geld, welches ich das ganze Schuljahr hindurch ſorgfältig zuſammengeſparet hatte, in größter Verſchwiegenheit auf eine Reiſe nach Pont-a-Mouſſon verwandt. Ich fand den Gegenſtand meiner Zärt-

ſichkeit durch dieſen Beweis meiner Beſtändigkeit gerührt. Man erlaubte mir zu hoffen, wenn meine ferneren Fortſchritte in der Wiſſenſchaft in einem ſo vortheilhaften Lichte, als meine Liebe, erſcheinen würden.

In dem folgenden Schuljahre hatte ich das Glück, bey Gattenhof in die Wohnung genommen zu werden, meinen liebreichen Lehrer bey ſeinen botaniſchen Spaziergängen begleiten, und bey jedem mir aufſtoſſenden Zweifel um Aufklärung fragen zu dürfen. Ich wiederholte nochmals die vorjährigen Vorleſungen, und beſuchte die von Gattenhof gegebene Heilmittellehre. Mit der Chymie war damals in Heidelberg wenig zu thun. Der berühmte Kurpfälziſche Leibarzt, geheime Rath und Profeſſor v. Overkamp, ein fürtreflicher Schüler von Boerhaave, las über die Aphorismen ſeines groſſen Lehrers. Dieſe Vorleſungen beſuchte ich mit der gröſten Anſtrengung. Da inzwiſchen Overkamp mehr ſeinem Berufe als Leibarzt, dann jenem eines Profeſſors, nachhängen, folglich öfters 14 Tage und länger ſeine Vorleſungen ausſetzen muſte; — da er bey dieſen, durch Räuſpern und anhaltendes Huſten, die Schlußworte

meiſtens ſo ſehr von den übrigen trennte, daß es ſchwer wurde, den Sinn des Geſagten zu errathen; ſo bedauerte ich einſtens in Geſellſchaft einiger meiner Mitſchüler dieſes Hinderniß eines vollkommeneren Unterrichtes. Dieſe meine Bemerkung blieb dem, von mir übrigens ſehr verehrten, Lehrer nicht verborgen, und ward von ihm übel aufgenommen. Es las noch ein außerordentlicher Lehrer, Dr. Harrer, über Phyſiologie. Dieſer, ein Zögling der hieſigen Profeſſoren, hatte ſich mit dieſen ſo abgeworfen: daß deſſen Vorleſungen meiſtens mit jenen der übrigen Lehrer im Widerſpruch ſtanden. Harrer war ehemals Repetitor im philoſophiſchen Fache, und hatte ſich in der ſyllogiſtiſchen Disputirkunſt eine große Uebung erworben. Ein weitläuftiger Anverwandter von mir, welcher bey dem Kuhrfürſten von der Pfalz in Anſehen ſtand, rieth mir auf das Dringendſte, auch die Vorleſungen von Harrer, der ſich die Gnade des Kuhrfürſten (deſſen Leibarzt er auch nachher geworden iſt) erworben hätte, fleißig zu beſuchen; und verſprach mir, daß ich auf ſolche Weiſe ohnfehlbar eine Anſtellung in der Pfalz erhalten würde. Ich folgte dieſem Winke, und bey der erſten Vorleſung machte Harrer einen

groſsen Aufwand von ſeiner gelehrten Fechtkunſt. Er glaubte zu bemerken, daſs ich von ſeinen Behauptungen nicht ſo ganz überzeugt wäre, und rief mich öffentlich auf, mein Glaubensbekenntniſs abzulegen. Ich geſtand ihm, daſs ich einer anderen Meinung ſeye. Harrer griff zu ſeinen ſyllogiſtiſchen Waffen, und zwang mich, derſelben, in Gegenwart ſeiner Zuhörer, mich gegen ihn zu bedienen. Der nicht ſchwere Sieg blieb unglücklicher Weiſe auf meiner Seite, und nun verlor Harrer das Gleichgewicht in Ausdrücken, die mich bewogen, die Vorleſungen zu verlaſſen, und ſolche nie wieder zu beſuchen. Bald hierauf verwies mir mein Anverwandter die Verſcherzung meines Glückes auf das Ernſthafteſte, ohne daſs ich mich dazu bereden lieſs, die Sache wieder gut zu machen.

Endlich verfügte ich mich im Jahre 1765 nach Strasburg. Hier beſuchte ich die Vorleſungen von Spielmann, Pfeffinger, und Lobſtein. Spielmanns Vorleſungen über die Pathologie, nach Gaub machten auf mich, der ich wuſste daſs der Lehrer nie Kranke ſelbſt geſehen hatte, gar keinen Eindruck. Lobſtein las über die chyrurgiſchen Inſtitutionen ſehr gelehrt, aber in einem äuſserſt ein-

ſchläfernden Tone. Hingegen gab dieſer würdige Mann außerordentlichen Unterricht über Anatomie, welcher ſehr fürtreflich war. Ich übte mich ſehr im Zergliedern, und ein Theil meiner Mitſchüler gewann bald ſo viel Zutrauen zu mir, daß ſie mich bathen, die Phyſiologie mit ihnen zu repetiren. Ich that dieſes ohnentgeltlich, und lernte im Lehren noch Manches. Der berühmte Lehrer Fried gab ſich mit der Entbindungskunſt nicht mehr ab. Ich wählte daher den Unterricht des Accoucheurs Weigen, und fand bey ihm gute Gelegenheit, mich in der Geburtshilfe zu üben. Der erfahrne Leriche, Generalwundarzt der franzöſiſchen Armeen, war, wegen Alter, außer Stand, die chyrurgiſchen Operationen, wie gewöhnlich, vorzuzeigen. Dieß bedauerte ich ſehr; beſuchte aber die Demonſtrationen ſeines geſchickten Sohnes über eben dieſen Gegenſtand.

Ich ließ mir äußerſt angelegen ſeyn praktiſche Kenntniſſe zu erwerben. Dazu waren zwey Wege, nämlich in dem bürgerlichen, und in dem Militair-Spitale. Jenes hatte zwey Abtheilungen, in deren einer, ich weiß nicht in welcher medizinischen Abſicht, Katholiſche, in der

anderen, Proteſtantiſche Kranke behandelt wurden. Ich erkundigte mich, welcher von den beyden Spitalärzten für den geſchickteſten gehalten würde? Alle Stimmen waren für den proteſtantiſchen, und ich begab mich unter deſſen Leitung. Noch mehrere junge Aerzte beſuchten mit mir unter dieſem geſchickten Arzte, Dr. Böhm, die, nur allzuvielen, von ihm behandelten Kranken. Um noch mehr Gelegenheit zu meiner Vervollkommnung zu benützen, begab ich mich in das Militair-Spital, und wand mich da an den Dr. S., welcher öfters von dem Badiſchen Hofe als Arzt gebraucht worden ware. Ich erhielt Erlaubniß, dieſen geſchickten franzöſiſchen Arzt bey ſeinen Krankenbeſuchen im Spitale zu begleiten. Er beſuchte derſelben über 200. — Zur rechten Seite ſtand ihm ein Wundarzt, zur linken ein Apotheker; dann folgte der wachhabende Krankenwärter. Die beyden erſteren führten das Verzeichniß, jener, der Aderläße, Klyſtiere, Blaſenmittel u. ſ. w., dieſer, der Abführungsmittel und übrigen Arzneyen. Bett Nro. 1. — Hier ſah der Arzt links und rechts auf beyde geſchriebene Verzeichniſſe. Jean! ſagte er, comment vous portez vous?... très mal, Monsieur le médecin, war die Antwort. Avèz vous

été saigné ? . . . oui Monsieur ! — avèz vous pris la médecine à purger ? . . . oui Monsieur ! — mittlerweile legte der Arzt seine zwey Finger einen Augenblick auf die Pulsader, und rief laut : Saignée! — Médecine évacuante ! — Wundarzt und Apotheker schrieben den Befehl in aller Eile nieder, als der Arzt schon am zweyten Krankenbette stand, und eben jene Fragen und Befehle wiederholte. In einer halben Stunde waren wir mit dem Besuche von allen unsern Kranken zu Ende. Die Haare standen mir bey einem solchen Verfahren zu Berge ; inzwischen kam ich drey Tage nach einander in dieses Spital zurück. Ferner war es mir nicht möglich, der Sache zuzusehen, und ich entsagte solchem Unterrichte. G. nahm mir diesen Mangel des Zutrauens so übel, daß ich bey dem Minister des Badischen Hofes der Nachläßigkeit beschuldiget wurde. Boehm ließ mir mehr Gerechtigkeit wiederfahren.

Im Sommer verließ ich Strasburg. Die aufrichtigste Liebe zu meiner unvergleichlichen Katisch (Katharine) hatte mich auch an diesem verführerischen Orte vor allem Verderbniß meiner Sitten geschützt. Nur für sie lebte ich, und der Gedanke, daß ich mich bloß durch Anwerbung aller meiner

Kräfte für die Wiſſenſchaft, Ihrer würdig machen, und mein Glück beſchleunigen könnte, ließ mich alle, auch noch ſo große, Schwierigkeiten glücklich überwinden. Bey einem abermaligen Beſuche, war ſie äuſſerſt mit meiner Bildung zufrieden, und jetzt erſt erhielt ich von Ihr das ſolange gewünſchte Verſprechen, daß ſie, aller Hinderniſſe ohngeachtet, die Meinige werden wollte. Wahre Liebe iſt weder zudringlich, noch nachgiebig. Die unſerige war so rein, wie die Sonne.

Jetzt begab ich mich nach Heidelberg zurück, um mich daſelbſt den akademiſchen Prüfungen zu unterwerfen. Overkamp, als Dekan, empfieng mich ſehr froſtig. „Sie ſind noch ſehr junge, ſagte er, um Doktor zu werden.“ — Dieß bin ich, leider! antwortete ich; aber doch vielleicht Ihres Wohlwollens, Ihrer Achtung nicht unwürdig! — An jener Hohenſchule iſt es üblich, der entſcheidenden Prüfung, ein dreyſtündiges Tentamen, welches meiſtens viel ſchärfer iſt, dann jene, vorauszuſchicken. Bey dieſem war ich ſo glücklich, Overkamp, der mir ſehr zugeſetzt hatte, mir wieder vollkommen zu gewinnen. Schon nach einem kleinem Stündchen hieß man mich abtreten. Wie erſchrack ich ob dieſem un-

gewöhnlichen Verfahren. Ich hielt mich für den unwissendsten, für den unglücklichsten aller Sterblichen. Nach wenigen Minuten ward ich wieder vorgerufen, und der Dekan erklärte mir im Nahmen der Fakultät: „daß diese, um mich auszuzeichnen, wegen vorzüglicher Zufriedenheit, mich einer weiteren Tentirung überhöbe.“ Auch die entscheidende Prüfung fiel sehr zu meinem Vortheile aus. Nicht unbillig schrieb ich meinen Sieg der Liebe zu. Sie hatte, was so selten geschieht, den größten Antheil an meinem Fleiße, an meinen schnellen Fortschritten. Schon in Strasburg hatte ich meine Inaugural-Dissertation de educatione infantum physica, geschrieben. Ich gab sie Gattenhof zur Beurtheilung. Dieser lobte den Versuch; aber die Ausführung schien ihm weniger gelungen zu seyn. Er versprach mir, diese Arbeit mehr ins Kurze zu bringen, und schrieb die schöne Dissertation: de cunis infantum, welche unter meinem Nahmen erschien, und die ich den 26. August 1766 unter großem Zulaufe öffentlich vertheidigte. In meinem, zu Pavia herausgegebenen, Delectus opusculorum medicorum, habe ich den wahren Verfasser jener Abhandlung genannt; nichts desto weniger aber ward sie

ſpäterhin in das Deutſche, — und vor zwey Jahren auch in das Franzöſiſche überſetzt, und, was ich nicht verdient habe, mir abermals zugeſchrieben.

Ehe ich die Univerſität verließ, ward ich vor den geheimen Rath v. Overkamp beſchieden. „Sie haben, ſagte er, eine ſehr gute Anlage, und eben ſo vielen Fleiß. Bey dieſen, haben ſie das Recht, ſich dereinſt auszeichnen zu wollen. Denken ſie daher ſchon jetzt auf einen Gegenſtand, welchen ſie, nebſt ihren Berufsgeſchäften, vorzüglich bearbeiten möchten. In drey Tagen erwarte ich von ihnen die Beſtimmung von jenem" Ich entſchuldigte mich mit meiner Jugend, mit meiner wenigen Kenntniß des Feldes, das einer beſſeren Kultur bedürfte, und doch meine Kräfte nicht überſtiege. Man ließ meine Entſchuldigungen nicht gelten, und beſchied mich auf die beſtimmte Zeit. Wie verlegen war ich inzwiſchen! Ich trat ängſtlich vor meinen Lehrer und ſagte: daß ich alle Fache der Wiſſenſchaft durchgemuſtert hätte, ohne eines zu finden, das ich beſſer auszufüllen verſtünde. Ein Gedanke, ſagte ich, hat ſich mir inzwiſchen vorzüglich aufgedrungen. Ich ſehe, daß Aerzte ſolche Krankheitsurſachen, welche entweder ins Große auf die Völker wirken, oder

von der Willkühr einzelner, noch so sorgfältiger, Menschen nicht abhängen, selten zu heben im Stande sind. Viele davon könnten aber doch durch obrigkeitliche Vorsorge beseitiget werden. Giebt es wohl schon eine systematisch bearbeitete Wissenschaft, welche die Regeln enthält, nach welchen solch ein Entzweck erzielet werden möge? .. Wir haben, erwiederte der Professor, mancherley einzelne Verordnungen, welche hieher gehören; aber ein zusammenhängendes, wissenschaftliches Gebäude ist noch nicht aufgeführet worden. Ihr Gedanke ist daher glücklich; wie würden sie das Kind taufen? . . . Medizinisch wäre einmal der Gegenstand meiner Untersuchung gewiß, erwiederte ich; und da doch die Ausführung gemeinnütziger Gesundheitsanstalten größten Theils der Polizey eines Landes überlassen werden müßte; so schien mir der Nahme, Medizinische Polizey, der Sache sehr angemessen. Auch hiemit war mein Lehrer ganz einverstanden, und nun drang dieser nochmal ernsthaft in mich, meine Absicht ja nicht aufzugeben.

Ich begab mich jetzt zu meinen Eltern, die so viel es für mich geleistet hatten. Da auf eine Entfernung von fünf Stunden, außer dem nahen Städt-

den Pirmasens, kein geprüfter Arzt vorhanden ware, so bekam ich bald eine Menge Krankheiten unter dem Landvolke zu behandeln. Es gelang mir mehrere, sehr in die Augen fallende, Zufälle glücklich zu heben, und für einen Anfänger, gieng es mir immer gut genug. Allein auf einem Dorfe, alles wissenschaftlichen Umganges beraubt zu leben, konnte ich mich doch nicht entschliessen. Ich gab daher bey dem Markgräflich Baden Badischen Hofe, um die Erlaubniß, die Arzneywissenschaft in der Residenz des Fürsten, zu Rastadt, ausüben zu können, eine Bittschrift ein. Vermuthlich wegen dem schon erwähnten, mir nicht günstigen, Berichte des Strasburger Militärarztes G. bekam ich zur Antwort: „daß mein Gesuch, so lange ich nicht in einem Spitale, oder in einer Stadt, eine Zeitlang meine Wissenschaft würde ausgeübet haben, nicht Platz finden könnte." Ich empfand das Bittere dieser Resolution, und mußte mich anderswo umsehen.

Es wohnte damals einer meiner Brüder, Martin Frank, zu Bitsch in Lothringen. Dieser schrieb mir, daß in dieser kleinen Stadt nur ein, und zwar der deutschen Sprache unkundiger

Arzt, Dr. Landeutte, befindlich ſeye, und daß faſt Jeder daſelbſt den Wunſch hegte, daß ein deutſcher Arzt bey ihnen ſich niederlaſſen möchte. Gleich war ich entſchloſſen, dieſem Wunſche zu entſprechen. Man empfieng mich ganz höflich, aber wegen meiner Jugend konnte ich mir nicht ſogleich das gröſte Zutrauen verſprechen. Ein alter, unwiſſender Bader hatte ſich desſelben bereits ſo bemächtiget, daß der dortige geſchickte Garniſonsarzt, außer den Militärperſonen, nur ſelten einen Kranken zu behandeln hatte. Nach einigen Wochen, ward ich vor den Lieutenant du Roi geladen, und von ihm befragt: wer mir das Recht gegeben hätte, die Arzneywiſſenſchaft in Frankreich auszuüben? Ich bezog mich auf mein Doktors-Diplom, und äußerte meine Verwunderung, daß man einem geprüften Arzte ſolche Frage ſtellte, während dem man einem unwiſſenden Bader die Geſundheit der Bürger anvertrauen zu können dächte. Der Lieutenant du Roi bezog ſich inzwiſchen auf eine beſtehende Königliche Verordnung, und verwies mich an die Univerſität zu Pont-a-Mouſson, wenn ich mich in Lothringen als Arzt feſtzuſetzen willens wäre. Nicht die Prüfung, ſondern die

hiemit verknüpften neuen Unkoſten, ſchreckten mich ab; inzwiſchen mußte ich mir die Sache gefallen laſſen. Ich ſchätzte mich ſogar glücklich, auf ſolche Weiſe früher wieder dahin zu kommen, wohin ohnedieß alle meine Wünſche immer gerichtet waren. Als ich mich zu Pont-a-Mouſson mit meinem Begehren an den Dekan der mediziniſchen Fakultät, dem Profeßor v. Jadelot, gewandt hatte, erklärte mir dieſer, daß ich mich einer neuen Prüfung unterwerfen, und dadurch die Doktorswürde auch auf hieſiger Univerſität erwerben, zugleich aber eine Streitſchrift in Druck geben, und öffentlich vertheidigen müßte. Zur Verfertigung einer, auch nur mittelmäßig guten, Inauguraldiſſertation, konnte ich mich nicht lange genug an dieſem Orte aufhalten. Da ich aber von meiner in Teutſchland vertheidigten Streitſchrift einen ziemlichen Vorrath mit mir gebracht hatte: ſo fiel mir ein, blos das Titelblatt, mit einer ſich auf den Ort beziehenden Abänderung, wieder hier abdrucken zu laſſen. Der Dekan ließ dieß geſchehen. Nun ward ich geprüfet, und mit allgemeiner Zufriedenheit zur Promotion gelaſſen. An allen Ecken der Gaſſen ward auf einem lateiniſch

geſchriebenen Anſchlagzeddel der Tag beſtimmt, an welchem ein Fremder der hieſigen Fakultät aggregirt werden ſollte. Zur angewieſenen Stunde kam ein Univerſitätsbedell in meine entfernte Wohnung, überbrachte mir eine lange, ſchwarze Toga, und eine, wie ein Zuckerhut geformte, oben mit einer ſeidenen Quaſte geſchmückte, ebenfalls ſchwarze Mütze. Da ich keinen Wagen beſtellt hatte, ſo weigerte ich mich, mit ſolchem Kleide über die Straßen zu gehen; allein meine Vorſtellungen wurden verworfen. In dieſer Maske gieng ich, ohne eben viel Aufſehens zu erregen, in den groſſen Saal, in welchem ich meine Sätze vertheidigen ſollte. Hier fand ſich, obſchon zur Zeit der Schulferien, eine ſehr groſſe Anzahl von Menſchen jeder Gattung. Weil ich ſchon Doktor der Arzneywiſſenſchaft war, ſo hatte man eine doppelte Kanzel, die eine für den Präſes, den älteren Profeſſor v. Jadelot, — die andere, etwas tiefer, für mich, aufgerichtet. Ein Gelehrter griff einen meiner Sätze in franzöſiſcher Sprache an, und da ich in dieſer wohl bewandert war, ſo beantwortete ich ihm in eben derſelben die mir vorgelegten Einwendungen bis zur gänzlichen Zufriedenheit. Es fand

ſich aber unter den ſogenannten Corolarien, welche meiner Inaugural-Diſſertation hinten angehängt waren, eines, welches die Einimpfung der Pocken betraff, und das Verboth dieſer Operation, als zweckwidrig, tadelte. Ein Ordensgeiſtlicher, welcher zugleich als Profeßor auf dieſer Univerſität angeſtellt war, griff dieſen meinen Satz in der nämlichen Sprache auf das heftigſte an, und ſagte mir ſehr ungeſtümm: „daß ich, als ein Fremder, ſehr dreiſte wäre, das erſte Parlament in Frankreich, welches kürzlich die Blatterneinimpfung ſchärfſtens unterſagt hätte, eines unregelmäßigen Betragens zu beſchuldigen.“ Jadelot, welcher hinter mir ſaß, rief mir leiſe zu: „Nehmen Sie ſich vor dieſem gefährlichen Menſchen in Acht!“ Ich ſelbſt ſah die Bedenklichkeit meiner Lage ein, und ſagte meinem Gegner in deſſen Mutterſprache „daß ich, grade weil ich ein Fremder ſey, von dieſem neuen Verbothe nichts gewußt hätte, und weit entfernt wäre, einen ſo verehrungswürdigen Gerichtshof in ſeinen Handlungen, wenn ich ſie auch innerlich, nicht billigen könnte, zu tadeln.“ Ich geſtand jetzt der ganzen,

ſehr aufmerkſamen Geſellſchaft: daß meine Streitſchrift, in Deutſchland, und zwar erſt vor ſieben Wochen, gedruckt, und hier nur mit einem neuen Titelbogen verſehen worden wäre, und ich bath, meine Behauptung als einen blos medizinischen Satz zu betrachten. „Sie aber, mein Herr!“ fuhr ich fort, „Sie, als ein Streiter, welchem viel an ſeinem Siege gelegen zu ſeyn ſcheinet, würden ſich deſſen ſchämen müſſen, wenn Sie ſich mit mir nicht gleicher Waffen bedienten. Das Franzöſiſche iſt nicht meine Mutterſprache; laſſen Sie uns alſo jene der Gelehrten, oder die lateiniſche (von welcher ich wußte, daß die wenigſten franzöſiſchen Gelehrten ſich gerne in derſelben ausdrücken) ſprechen, und belieben Sie mir Ihre bisher gemachte Einwendungen in dieſer Sprache zu wiederholen!“ — Mein Gegner ward äußerſt betroffen, und er zwang ſich einige fehlerhafte lateiniſche Worte hervorzuſtammeln, welche ihn der Geſellſchaft, die ihn ohnedieß nicht zu lieben ſchien, zum Gelächter machten, und mir ein lautes Vive l' Allemand! zuwegebrachten.

Als ich dem Kollegium der Lothringiſchen Aerzte den 10ten Oktober 1766 einverleibt

war, und mich folglich nichts mehr zurückhielt meine Wiſſenſchaft in dieſer Provinz auszuüben; ſo eilte ich ſiegend in die Arme meiner Geliebten zurück, und erhielt von ihr die Erlaubniß, ihren Vater um ihre Hand zu bitten. Da dieſer ſeine einzige Tochter glücklich wiſſen wollte; ſo gab er ihrer Zuneigung ſeinen Beyfall. Wir kamen überein, daß dieſelbe ſich, bis unſere Vereinigung ſtatt finden könnte, nach Bouequenom in ein Frauenkloſter begeben, und hier in etwas mit der deutſchen Sprache bekannt machen ſollte. Nach einigen Monaten ſah ich ſie wieder, und da ſie in dieſer ſchweren Sprache wenig Fortſchritte zu machen ſchien; ſo ward unſere Verehelichung ferner nicht viel verſchoben, ſondern auf den 26. Februar 176- vollzogen. Ich darf mein Glück nicht erſt beſchreiben. Nie können Sterbliche ein höheres erreichen; aber leider war es, wie das Glück der Menſchen zu ſeyn pflegt, von ſehr kurzer Dauer!

Ich fand in Bitſch und in den umliegenden Gegenden nach und nach ziemlich viele Arbeit; allein da ich keiner feſten Beſoldung genoß; ſo reichte der Betrag von jener, zur Beſtreitung meiner nöthigſten Auslagen nicht hin, und ich mußte öfters zur

mütterlichen Milde meine Zuflucht nehmen. Wie viele junge Aerzte, welche solcher Quellen entbehren müssen, und so wie ich, ehe sie ihres Auskommens gewiß sind, zur Ehe schreiten, müßen solch eine Uebereilung lebenslänglich büßen!

Ich war noch nicht ganz zwey Jahre in Biel wohnhaft, als ich den Entschluß faßte, in mein Vaterland zurückzukehren. Ich erhielt jetzt die Erlaubniß, mich zu Baden, in der Markgrafschaft, niederzulaſſen. Es fand ſich in dieſem Orte nur ein ſchon älternder Arzt, und zwar aus der Stahliſchen Schule, welcher ehemals Leibarzt des Markgrafen von Baden war, ſich aber ſeit einigen Jahren mit einer Penſion hieher begeben hatte, wo er zugleich der dieſem anſehnlichen Landphyſikate anklebenden Beſoldung genoß. Ich nahm mir vor, dieſen erfahrnen Arzt, Hofrath Bellon, zu gewinnen, und zu meiner Vervollkommnung zu benutzen. Da derſelbe aber dem Trunke jetzt ſehr ergeben war, über dieß aber ungerne den Eintritt eines zweyten Arztes in ſein Gehege geſehen hatte; ſo waren anfänglich alle meine Bemühungen, deſſen Freundſchaft zu gewinnen, vergeblich. In kurzer Zeit erwarb ich mir das Zutrauen des hieſigen Publikums, und

der vielen Fremden, die zur Sommerszeit dieſes berühmte Bad zu beſuchen pflegten. Nach einem Jahre war Bellon ganz kindiſch, und beynahe unbrauchbar geworden. Der Hof übergab mir daher ſämmtliche Geſchäfte des Landphyſikats, und wies mir 1200 fl. von der Bellon'ſchen Beſoldung, jedoch mit dem Vorbehalte an: daß ich deßwegen, bey Erledigung, auf dieſes Landphyſikat (auf welches Dr. Glückherr, ein Hofarzt, ſein Auge gerichtet hatte) kein Recht haben ſollte.

Sowohl in Bitſch, als zu Baden, hatte ich mit unermüdetem Fleiße an meiner Vervollkommnung gearbeitet, und des Zuſpruches von meinem Lehrer eingedenk, hatte ich auf mein Werk über die medizinische Polizey ſo wacker losgearbeitet: daß ich ſolches jetzt ſchon, und zwar in einem Bande, der Preſſe zu überliefern gesonnen war. Ich ſuchte demnach einen Verleger, und dachte denſelben mit meiner Arbeit zu einem reichen Manne zu machen. Walter, Buchhändler zu Karlsruhe, ſollte dieſes Glück zu Theil werden. Derſelbe antwortete mir, er wolle vorher mein Manuſkript einem ſachverſtändigen Manne zur Beurtheilung geben. Nach wenigen Wochen erhielt ich

meine Arbeit mit dem Bedeuten zurück: daß der Sachverſtändige derſelben ſeinen Beyfall verſagt habe. . . . Was? . . . Sachverſtändiger? ſagte ich ſchamroth, und warf den Brief von mir. — Nach einer kleinen Pauſe las ich ihn fort, und fand, daß der Mann, welcher meine Arbeit ſo herabgeſetzt hatte, ein fürtreflicher Staatsmann und Schriftſteller, der Badenburlachiſche Geheimerath Reinhard, wäre. — Wie ſehr ward hiedurch mein jugendlicher Wiſſenſchaftsdünkel gedemüthiget! . . . Dieſe Demüthigung machte auf mich eine nur allzugroße Wirkung. Anſtatt mich zu beſſern, begieng ich den zweyten dummen Streich: ich nahm mein verachtetes Manuſkript grimmig mit zwey Fäuſten, zerriß es in tauſend Stücke, und überlieferte dieſe der Flamme. Wäre es nicht geſcheiter geweſen, wenn ich dieſe meine jugendliche Arbeit, die dann doch ſo gar erbärmlich nicht geweſen ſeyn mag, aufbewahrt, in ſpätern Jahren wieder einmal durchleſen, und geſehen hätte, wie weit ich doch wohl vorgerückt ſey? So hatte ſich nämlich ein fürtreflicher Bildhauer Italiens betragen, welcher ober der Thürſchwelle ſeines eigenen Hauſes einige ſehr mittelmäßige Figuren angebracht hatte, die er,

auf mein Nachfragen, für das Werk ſeiner Hände erklärte. Als ich ihn frug, wie er ſolch' eine Arbeit habe aufbewahren mögen? gab er mir zur Antwort: daß der Kluge ſich von Jahr zu Jahr an ſeinen Werken ſelbſt meſſen müſſe. Nebſtdem war alles, was ich bisher über meinen Gegenſtand geleſen, und aus nützlichen Büchern für denſelben ausgezogen hatte, auf immer verlohren. Dieß empfand ich, als ich, bey ruhigerem Blute, meine Arbeit wieder anfieng; aber ſo viel hatte ich mich doch gebeſſert, daß ich mehr als das Horaziſche nonum prematur in annum beobachtete, und nur auf den erſten Band meiner medizinischen Polizey jetzt elf Jahre verwandte.

Der Leſer verſchone mich, über das ſchrecklichſte Schickſal, welches mich jetzt treffen mußte, ſich vieles ſagen zu laſſen. Meine fürtrefliche Gattin hatte mich, elf Monate nach unſerer Verehligung, den 2ten Jäner 1768 mit einem Sohne beglückt: und ſchon den vierten des nämlichen Monats war ſie, die ich ſo theuer erworben hatte, nicht mehr! — ein ſchreckliches Kindbettfieber hatte ſie gleich den erſten Tag nach ihrer Entbindung ergriffen. Es war mir unmöglich, ſie ſelbſten zu behandeln. Ein

von Raſtadt herbeygerufener Arzt ließ ihr, weil er die Sache für eine Entzündung der Därme anſah, zwey Male die Ader öffnen: worauf ſie bald aus einer Ohnmacht in die andere, und endlich in den Todesſchlaf verfiel. Ehe dieſes geſchah, riß man mich von ihrer Seite, um mich in das Haus meines Freundes zu ſchleppen. Da ich ſeit drey Tagen weder gegeſſen, noch getrunken hatte; ſo zwang man mich, meinem Freunde, dem Hofrath Braun, bey Tiſche zur Seite zu ſitzen, und etwas zu genieſſen. Kaum hatte ich den erſten Biſſen zu mir genommen, als ich die Sterbeglocke anziehen hörte, und auf der Stelle einen ſo heftigen Blutſturz durch die Naſe erlitt: daß man mich als ohnmächtig zu Bette brachte. Ein, aus Mangel eines Arztes, eiligſt herbergerufener Apotheker reichte mir, als ich wieder in etwas zu mir gekommen war, eine ſtarke Gabe Mohnſafts, wovon ich in einen 3-ſtündigen Schlaf verfiel. Dieſen benützte man, die ewig Unvergeßliche zur Erde zu beſtatten.

Noch blieb mir ein theueres Pfand ihrer Liebe! nur dieſes konnte mich mit dem Leben verſöhnen. Die Gattin eines meiner Freunde, welche vor wenigen Tagen ebenfalls gebohren hatte, erbarmte ſich

meines mutterloſen Sohnes, und legte das Kind, nebſt dem eigenen, an ihre Bruſt. Nach einem halben Jahre kam meine Mutter nach Baden, und ſprach mir zu, ihr die erſten Jahre hindurch meinen Sohn zu überlaſſen. Da ſehr bösartige Pocken in der Stadt herrſchten; ſo willigte ich ein. Auf der Reiſe ſelbſt fieng das Kind an, Zeichen der bevorſtehenden Blattern zu äußern, und es war kaum einige Tage der Ausſchlag erſchienen, als auch ſolches mir entriſſen ward.

Nach den damals in Lothringen herrſchenden Gebräuchen fielen die liegenden Güter der Verſtorbenen, obſchon ihr Kind dieſelbe überlebt hatte, weil kein Ehekontrakt geſchloſſen worden war, weder mir, noch meinem Schwiegervater, ſondern ihrer mütterlichen Familie, von welcher ſie gekommen waren, zu; und nur auf die beweglichen Güter hatte ich Anſpruch zu machen. Da nun mein alter Schwiegervater dadurch in große Verlegenheit geſetzt wurde; ſo trat ich ihm mein Recht auf die letzteren, in dem tröſtlichen Gedanken, daß ich ſo das Andenken ſeiner Tochter am beſten verehrte, freywillig ab.

Eine geraume Zeit hindurch war ich außer Stand,

meine Arbeiten fortzuſetzen. Unter ſolchen Umſtänden erhielt ich, nebſt dem Hofrath Dr. Bellon und dem Hofmedikus Dr. Glückherr von Raſtadt, den Befehl, mich in das naheliegende Städtchen Gernsbach (in der Badiſchen Grafſchaft Eberſtein) zu begeben, und eine dort herrſchende, ſehr gefährliche Seuche zu unterſuchen. Nach Vollziehung dieſes Auftrages giengen wir nach Raſtadt, um daſelbſt mit den Leibärzten des Fürſten über dieſe Seuche zu ſprechen, und ſodann unſer Gutachten hierüber der Regierung gemeinſchaftlich abzuliefern. Wegen Krankheit des Markgrafen konnten ſich erwähnte Aerzte nicht früher, dann des anderen Tages, mit uns unterreden. Bey dieſer Gelegenheit konnte ich mich überzeugen, daß Feindſchaft und Freundſchaft unter Menſchen oft auf ſehr ſchwankenden Gründen beruhen. Dr. Bellon hatte mir ſeit meiner Anweſenheit in Baden manche Beweiſe ſeiner Abneigung gegeben, die ich auf keine Weiſe zu überwinden vermochte. Da wir nun jene kleine Reiſe ohne Bedienten unternommen hatten, und zu Raſtadt in einem Gaſthofe übernachten mußten; ſo wußte ſich Bellon, welcher einer großen Pflege gewohnt war, beym Auszieben ſeines am Halſe feſt

zugeknüpften Hemdes nicht selbst zu befreyen. Ich eilte ihm zu Hülfe, und brachte den schwächlichen Alten sorgfältig zu Bette. Für diese so kleine Gefälligkeit umhalste er mich jetzt, bekannte seinen Fehler gegen mich, bereute ihn, und versicherte mich seiner unverbrüchlichsten Freundschaft. Den folgenden Morgen ward er wie vom Heimwehe befallen, und da die Leibärzte noch nicht mit uns zusammengetreten konnten; so eilte er, obschon der Bericht wegen der Gernsbacher Seuche noch nicht entworfen war, nach Hause. Ich ersuchte ihn, seine bisher noch nicht geäußerte Meinung wenigstens schriftlich zurückzulassen. Er schrieb; und als er schon abgereiset war, las ich von ihm Folgendes: „Ich Endes Unterzeichneter bekenne, daß ich der nämlichen Meinung bin, als Doktor Frank." — Nachdem wir Aerzte unseren Bericht der Regierung überreicht hatten, erhielt ich von dieser den Befehl, mich nach Gernsbach zurückzubegeben, so lange die Seuche anhalten würde, daselbst zu verbleiben, und die Kranken zu bedienen. Dieses that ich mit vielem Eifer, und mit so glücklichem Erfolge: daß ich sechs Wochen hindurch nur drey meiner Kranken verlor; wo vor meiner Ankunft täglich so viele an der Seuche

verſtorben waren. Nach einem ſo langen Aufenthalte wurden mir ſechs Louisd'or zur Belohnung großmüthig ausgeworfen!! — Tiſch und Wohnung hatte ich inzwiſchen frey genoſſen. Die von mir behandelte Krankheit beſtand in einem gefährlichen, ſogenannten Faul- oder Nervenfieber, mit Petechien und Frieſelausſchlage. Da ſich in derſelben gleich anfänglich die größte Entkräftung äußerte; ſo bediente ich mich gleich in den erſten Tagen der reizenden Heilart. Kaum hatte ich mich 10 Tage mit dieſen Kranken beſchäftiget; ſo ward ich ſelbſt von der Seuche ergriffen. Da ich vorhin, meine Gemüthskrankheit abgerechnet, vollkommen geſund war; ſo bediente ich mich, ohne Zeitverluſt, der Sydenhamiſchen Methode. Ich nahm ein Brechmittel, begab mich zu Bette, trank warmes, flüchtiges Getränke, und, was jetzt gut Bromiſch heißen würde, eine Flaſche Burgunderweins. Bald ſtellte ſich, da ich mich wohl zugedeckt hatte, ein allgemeiner Schweiß ein, welchen ich 48 Stunden unterhielt. Den dritten Tag war ich ganz fieberfrey. Ein Abführungsmittel, welches ich jetzt, nach Sydenhams Rathe, nehmen ſollte, ſchien mir auch damals nicht angezeigt.

Im Jahr 1769 ſtarb der Landphyſikus Dr. Bellon, und deſſen Stelle ward jetzt dem Badiſchen Garniſons- und Hofmedikus, Dr. Glückherr, zu Theil. Der regierende Markgraf ernannte mich zum Nachfolger von dieſem; indem ſich aber eine vornehme Dame für den Dr. Bierenſtiel in Raſtadt ſehr dringend verwandt hatte; theilte der Fürſt die von Glückherr beſetzten Aemter, und gab jenem geſchickten jungen Arzte die Garniſons- mir aber die Hofmedikusſtelle mit nur 200 fl. jährlicher Beſoldung. Im Spätjahr zog ich alſo nach Raſtadt. Mit den Wiſſenſchaften ſah es noch ſehr finſter hier aus, während dem dieſelben in dem nahen Karlsruhe blühten. Die fürſtliche Bibliothek war an alten Büchern ziemlich reich; aber ſeit vielen Jahren war nichts mehr auf dieſelbe verwendet, und der Zutritt ſogar verſchloſſen worden. Der Beichtvater der regierenden Fürſtin, P. Lambla, führte die Aufſicht über dieſe Büchersammlung. Auf mein Anſuchen erhielt ich von ihm zwar die Erlaubniß, dieſen Schatz zu benützen; mußte aber jedesmal um die Schlüſſel hiezu ſchicken, ohne ſolche, ſo oft ich es wünſchte, erhalten zu können. Inzwiſchen ließ ich mich durch

dieſe Hinderniſſe nicht irre machen, und nie habe ich an einem einſameren und ſtilleren Orte, meine freyen Stunden, als in dieſer Hofbibliothek verlebt. Die neueren Schriften mußte ich mir für mein eigenes Geld verſchaffen: wozu mir freilich meine ſchmale Beſoldung keinen wichtigen Beytrag lieferte. Zwiſchen Dr. Bierenſtiel und mir herrſchte ein uns beyden ſehr vortheilhafter Wetteifer, und wir wechſelten untereinander die Bücher, die wir uns anſchafften. Als wenn es mir vorgegangen wäre, daß ich dereinſt in Italien angeſtellt werden ſollte, nahm ich hier einen Italiäniſchen Sprachmeiſter, und hielt mir die Florentiniſche Zeitung, um mich in Stand zu ſetzen, die Schriften italiäniſcher Aerzte zu leſen. Zu ſeiner Zeit kam mir dieſer Unterricht ſehr gut zu ſtatten. Da die beyden Leibärzte des Markgrafen, DDr. v. Trorelle und Wolff, wegen einer bey Hof geahndeten Mittheilung anſteckender Uebel, nur wenige Kranke beſuchen konnten; ſo nahmen die mehrſten derſelben ihre Zuflucht endlich zu mir, und ſowohl in der Stadt, als auf dem Lande war ich äußerſt beſchäftigt. Doch bediente ich mich öfters des Beyrathes dieſer beyden ſchon älteren Praktiker. Als ich in dem erſten Jahre meines

daſigen Anſtellung zu einem Bürger gerufen ward, den vorhin Dr. Troxelle ſehr lange an einer allgemeinen Waſſerſucht umſonſt behandelt hatte, als mit welcher es jetzt bis aufs Aeußerſte gekommen war; ſo wollte ich dem Kranken ohne Vorwiſſen ſeines Arztes keine Mittel verſchreiben. Ich begab mich daher zu Troxelle, welcher den Kranken, nach den damaligen Begriffen von der Waſſerſucht, und weil ſolcher eine ſehr blaß gelbe Farbe hatte, beſtändig mit Mittelſalzen, auflöſenden, gelinde abführenden, und harntreibenden Mitteln behandelt hatte. Troxelle rieth mir, die eben erwähnten Arzneyen noch immer fortzuſetzen. Ich erwiederte: daß dieſe Waſſerſucht von einem vernachläßigten viertägigen Fieber erzeuget worden ſeye; und daß es mir ſchiene, daß, weil dieſes Wechſelfieber noch immer, obſchon um vieles ſchwächer, ſich äußerte; nur dieſes vorerſt gehoben werden müßte, und ſodann auch deſſen unmittelbare Wirkung, die Waſſerſucht, gehoben werden dürfte. Sie werden, ſagte Troxelle, mit der China, die Sie geben wollen, den Wolf in den Stall ſperren, und die Verſtopfungen der Eingeweide vermehren!... Aber ſind dieſe, erwiederte ich, auch wirklich vorhanden?..

und wenn ſie vorhanden ſind, dürften ſie nicht, ſo wie die Waſſerſucht, eine Wirkung der Schwäche, oder des Fiebers ſeyn, und die nämliche Heilart, wie dieſes, erfordern? Dieſes Urtheil ward als ſchulwidrig (Troxelle hatte in Frankreich ſeine Wiſſenſchaft erlernt) verworfen. Da ich aber einſah, daß der Kranke bey der bisherigen Heilart bald ſterben würde; ſo gab ich ihm dennoch die ſo gefürchtete Chinarinde, und hatte das Glück, denſelben in 14 Tagen vollkommen herzuſtellen. Dieſer Fall überzeugte mich, daß die geſunde Vernunft mit der ſo hoch geprieſenen Erfahrung nicht im Widerſpruch ſtehe; und daß man eben nicht immer einen grauen Bart haben müſſe, um ſich jener zu bedienen. Bald ward ich zu einem berühmten und bey Hof ſehr beliebten Balletmeiſter, einem Italiäner (Curioni) gerufen. Dieſer war von einer äußerſt gefährlichen Ruhr ergriffen worden. Da ich die Bauchſchmerzen, ſo wie den Zwang, ſehr heftig, den Puls aber ſehr hart und geſpannt antraff; ſo ließ ich in drey Tagen fünf Male zur Ader, und gab keine Abführungs- ſondern bloß ſchleimichte, ſehr ſanfte Mittel. Aerzte und Publikum ſchrien überlaut wegen ſolch einer Heilart. Es war um

meine anfangende Reputazion geſchehen, wenn der Kranke ihnen zu gefallen geſtorben wäre; aber derſelbe genaß auf das glücklichſte, und bald darauf kam von Straßburg die Nachricht: daß daſelbſt eine Menge Menſchen ein Opfer der Ruhr geworden wären; daß dieſe aber, welche von einem Entzündungsfieber begleitet ſey, jetzt bey den Mehrſten durch Aderlaſſen und durch ſchwächende Mittel gehoben würde. So ward ich auch dieſesmal durch die Erfahrung überführt: daß, wenn wir es bey einer ſo unvollkommenen Wiſſenſchaft, als die Arzneywiſſenſchaft iſt, immer beym Alten belaſſen wollten, dieſelbe wohl nie die mögliche Würde erreichen dürfte.

Da die Entbindungskunſt hier von keinem Wundarzte, viel weniger von Hebammen, erlernet worden war; ſo fand ich mich gezwungen, in ſchweren Fällen ſelbſt Hand anzulegen. Auf Verlangen des Fürſten entwarf ich einen Plan zum Unterricht der Hebammen und Wundärzte in den Baden Badiſchen Landen; er ward aber nicht ausgeführt, obſchon derſelbe ſpäterhin der Aufmerkſamkeit der Baden Durlachiſchen Regierung nicht entgangen iſt.

Im Jahre 1770 ward ich von meinen Anverwandten und Freunden, indem ſie ſahen, daß ſich mein kleines Vermögen, aus Mangel der Aufmerkſamkeit, und weil ich von meinem Bedienten beſtohlen ward, verſplitterte, aufgerufen, mich wieder zu verehligen. So wenig noch mein Gemüth für eine neue Verbindung geſtimmt ſeyn mochte; ſo gehorchte ich doch dieſem Rathe, und ſchritt unterm 12. Juny mit Marianne Wittlinsbach, einer Tochter des Oberamtſchreibers zu Raſtadt, zur Ehe. Bald ward ich von einem anſteckenden Fieber befallen. Ich kam darinn bis zum Aeußerſten: ſo daß ich am Ende der Krankheit vier Stunden lang im Zuſtande eines Scheintodten liegen blieb. Kurz vorher, als ich dem Miniſter wegen meiner geringen Beſoldung einige mündliche Vorſtellungen machte, frug mich derſelbe: ob ich wohl den berühmten alten Dr. Wepfer aus der Schweiz kennte? — nur dem beſten Rufe nach, ſagte ich. Nun, erwiederte er: ich habe dieſen berühmten Mann einſtens befragt, warum die kleine Schweiz verhältnißmäſſig mehr angeſehene Aerzte, als andere weit größere Länder, liefere? . . . und er hat mir geantwortet: „weil die Schweiz 100 junge Aerzte zuſammennähme,

und davon 75 vor Hunger ſterben ließe, wonach dann die übrigen 25 ſo ziemlich paßliche (gute) Aerzte würden." — Ich bat den Miniſter, mit mir keinen dergleichen Verſuch anzuſtellen; und war der Meinung, daß durch ſolchen doch manches nützliche Talent erſtickt werden dürfte. Nach jener heftigen von mir überſtandenen Krankheit wurden mir 100 fl. Zulage an meiner Beſoldung angewieſen.

Inzwiſchen war mein 80jähriger Vater verſtorben. Ich hatte das Glück gehabt, einige Jahre vorher denſelben, da er von einem eingeklemmten Leiſtenbruche die größte Lebensgefahr lief, zu retten, und damals hatte er mir auf ſeine Weiſe geſagt: „daß er jetzt überzeugt wäre, daß an der Profeſſion, die ich erlernt hätte, etwas ſey." Den Tod meiner erſten Gattin hatte er mit der größten Beſtürzung vernommen: „ſo ein ſchönes, ſo ein vollkommnes, junges Weib, rief er aus, muß ich alter, zu allem ſchon unnützer Mann überleben!" — In ſeinem Teſtament befahl er: daß ich nur ſodann mit meinen ſechs Geſchwiſtern an ſeiner Hinterlaſſenſchaft Theil nehmen ſollte, wenn die Summe, die ich ihn gekoſtet hätte, geringer wäre, dann jene, welche jedem ſeiner übrigen Kinder zu Theil werden

könnte. Nach den Landesgeſetzen konnte ich mich dieſer letzten Verfügung widerſetzen; allein ich wußte, daß mein Vater billig war; ich verehrte deſſen Befehl, und ſetzte meinen Geſchwiſtern bloß das Bedingniß: daß ſie das Erbtheil ohne Zwiſtigkeit theilen möchten. Nicht lange nach dieſem Verluſt folgte auch jener meiner fürtreflichen Mutter, und erfüllte meine Seele mit dem bitterſten Grame.

Im Jahre 1771 fieng die Geſundheit des regierenden Markgrafen, Auguſt, des letzten Fürſten von der Baden Badiſchen Linie, an, zu wanken, und es äußerten ſich an ihm Spuren der Waſſerſucht. Die Leibärzte erhielten, als die Krankheit ſchon ſehr zugenommen hatte, von dem Miniſter den Befehl, auch mich zu Rath zu ziehen. Obſchon ſolche aber mit mir auf ziemlich freundſchaftlichem Fuße ſtanden; ſo weigerten ſie ſich dennoch, ich weiß nicht aus welchen politiſchen Urſachen, dieſem Befehle zu gehorchen. Endlich ward auf meine Herbeyrufung ſtrengſtens gedrungen. Man mußte gehorchen; aber den kranken Fürſten durfte ich, unter dem Vorwand, daß er ſein Uebel für gefährlicher halten, und erſchrecken würde, nicht ſehen. Man ſchützte das Nämliche vor, als man auch den von Mainz ber-

beygerufenen Profeſſor Strack nicht vor den Fürſten laſſen wollte, und es war an dem, daß dieſer berühmte Arzt, wegen ſolch' einer Beleidigung, wieder nach Mainz zurückkehren wollte; als endlich die regierende Fürſtin den Befehl ertheilte, uns, auch ohne Zuthun der Leibärzte, zu ihrem kranken Gemahle einzuführen. Der Markgraf empfieng uns auf das Beſte, und machte mir einigen Vorwurf, daß ich ihn nicht früher in ſeiner Krankheit beſuchet hätte. Wir fanden, daß es mit der Krankheit ſehr weit gekommen war, und keine Hoffnung zum Aufkommen mehr übrig blieb. Inzwiſchen lag viel daran, das Leben des Fürſten, ſo lange es nur möglich war, zu friſten. Bey allem Leiden, blieb der Kranke doch ziemlich munteren Muthes. Als wir denſelben verließen, hörte ich ihn zu einem Vertrauten lachend ſagen: „nun will ich doch hören, was dieſe fünf Blutrichter über mich verhängen werden"! . . . Da die harntreibenden Mittel nicht wirken wollten, die beyden Leibärzte aber wechſelſeitig die Nachtwache bey ihm hielten, und der Kranke grade in der Nacht mehr Harn gelaſſen hatte, in welcher Dr. Wolff bey ihm geblieben war; ſo bat der Markgraf dieſen jüngeren Leibarzt: „er

möchte doch ſeinem alten Kollegen, Dr. Trozelle, von dieſem Umſtande nichts ſagen, weil es ihn verdrießen könnte, daß er bey einem Leibarzte, mehr, dann bey dem anderen, gebarnet hätte.“ — Die berühmteſten Aerzte Deutſchlands und Frankreichs waren um ihren Rath erſuchet, und nebſt Strack, die Doktoren Ehrmann und Böhm von Straßburg, ſo wie Dr. Cobauſen, von Koblenz, und Dr. Glückherr von Baden, herbeygerufen worden. Cobauſen, obſchon er bereits mehr, dann 80 Jahre zurückgelegt hatte, beſaß noch alle Kräfte des Geiſtes, und eine ſehr ſeltne Erinnerung von allem, was er je geleſen, oder ſelbſt beobachtet hatte. Ehrmann war der erſte praktiſche Arzt von Straßburg. Dieſe beyden alten Aerzte, ſo wie Strack aus Mainz, beehrten mich mit ihrer Freundſchaft, und unterhielten ſich oft Stunden lang über wiſſenſchaftliche Gegenſtände. Ich benützte, ſo viel ich konnte, die Geſellſchaft ſo erfahrner Männer. Wir ſpeiſten täglich zuſammen, und es ſtand uns eines Tags bevor, auch zuſammen zu ſterben, wenn ich nicht in Zeiten das Unglück verhütet hätte. Es ward uns nämlich eine ſilberne Platte voll der ſchönſten Forellen aufgetiſchet. Dieſe lagen

in einer grasgrünen Brühe, die ein jeder, von Kerbel, oder von einer anderen, frischen Pflanze, so gefärbt worden zu seyn glaubte. Mir ahndete, daß diese Fische des Abends vorher mit Essig abgesotten worden, auf dieser Platte die Nacht hindurch gestanden, und von Grünspan gesättigt seyn dürften. Meine Ahndung ward, bey näherer Untersuchung, vollkommen bestätigt, und für dieseemal mußte die Hochlöbliche Fakultät auf einen guten Bissen Verzicht thun. Da ich mich einstens bey dem kranken Fürsten allein zugegen fand, befahl er mir, ihm mit aller Aufrichtigkeit, und nach meinen Pflichten, zu sagen, ob zu seinem Aufkommen noch Hoffnung vorhanden sey? Ich trug kein Bedenken, ihm, dessen männlichen Karakter ich kannte, zu gestehen, daß nichts mehr zu hoffen, und sein Ende sehr nahe sey. Dankbar drückte er mir die Hand: il le faut une fois, sagte er, und von diesem Augenblick schien er seinem Schicksale gleichgültig entgegen zu sehen. Nach wenigen Wochen, den 21ten Oktober 1771, beschloß der kranke Fürst sein Leben. Ich öffnete, mit Thränen in den Augen, dessen Leiche, und fand eine fast gänzliche Verknöcherung der großen Schlagader, und ihrer Hauptäste, bis zu ihrer Abtheilung in die

Schenkelſchlagadern. Hievon gab ich dem berühmten Tiſſot, deſſen Nachfolger ich, fünfzehn Jahre ſpäter, auf der Hohenſchule zu Pavia noch werden ſollte, Nachricht; und ſchrieb ihm: daß nicht nur der, bloß 54jährige, Bruder dieſes Fürſten, ſondern auch deſſen erſt 9jähriger Erbprinz, an gleicher Verknöcherung der großen Gefäße gelitten hätten. Mich wunderte nicht wenig, in der Antwort von Tiſſot zu finden: daß der Markgraf, wenn er gleich anfänglich richtig behandelt worden wäre, mit jener Verknöcherung noch lange hätte leben können.

Den 23. Dezember 1771 ward meine Gattin von meinem erſten Sohne, Joſeph, entbunden.

Den 1. April 1772 ward das ganze Dienſtperſonale des entſeelten Markgrafen, bis auf vier oder fünf Beamte, im Penſionsſtand verſetzt. Ich meines Orts erhielt, mit Beybehaltung des Karakters eines Hofmedikus, eine Penſion von jährlich 75 Gulden. Nach kurzer Zeit ward ich abermals, und zwar als Vorſteher des Hebammenweſens in einem Theile des zugefallenen Badiſchen Landes, angeſtellt. Solch einem Amte konnte ich nicht lange, bey jenem eines praktiſchen Arztes, vorſtehen. Da aber der alte geheime Rath und Leibarzt

Cobauſen, bey ſeiner Zurückreiſe nach Koblenz dem Fürſtbiſchofe von Speyer, Grafen von Limburg Styrum, welchem er ſchon lange bekannt war, mich beſonders anempfohlen hatte; ſo ward mir bald darauf die Stelle eines Stadt- und Landphyſikus in Bruchſal, mit einer Beſoldung von 400 fl. und dem Hofraths-Karakter, angetragen. Ich nahm dieſen Ruf an, und verließ mein Vaterland, welchem ich ſo gerne mein ganzes Leben gewidmet hätte.

In Bruchſal hatte ich das Garniſonsſpital, ein in Altenbürg, eine halbe Stunde von der Stadt, befindliches Verſorgungshaus für alte, gebrechliche Menſchen, das beträchtliche Zuchthaus, die Gefängniſſe, und ſämmtliche arme Kranke obnentgeltlich zu bedienen. Zu dem Landphyſikate gehörten übrigens noch 36 Ortſchaften. Ich war vergnügt, mich in einer Stelle zu ſehen, die mir ſo viele Gelegenheit zur Ausübung meiner Wiſſenſchaft darbotb, und welche vor Langem auch von meinem unvergeßlichen Lehrer, dem Profeſſor Gattenhof, mehrere Jahre hindurch verwaltet worden war. Kaum war ich anderthalb Jahre in Bruchſal; als mir unter der Hand das Kurpfälziſche Landes

phyſikat zu Bretten, und die Stelle eines Arztes in dem nahen Bade zu Zeiſenbauſen, mit 800 fl. Gehalt angetragen wurde. Der Fürſt von Speyer ward der, für mich vortheilhaften, Unterhandlung gewahr, ſchrieb, um dieſe zu unterbrechen, an den Kurfürſten von Pfalz, und erhöhte meine Beſoldung mit 200 fl. jährlich. Nach wenigen Monaten, verließ der Fürſtlich Speyerſche Geheime Rath und erſte Leibarzt, Dr. Brodbeck, ein ſehr geſchickter Mann, ſeine Stelle, und dieſe ward nun von dem Fürſtbiſchofe mir angebothen. Da ich jetzt in dem beſten Alter war, um mich durch tägliche Erfahrung am Krankenbette zu vervollkommnen, ſo geſtand ich dem Fürſten, daß ich dieſe Stelle nicht annehmen könnte, wenn mir nicht geſtattet werden wollte, nebſt Ihm, auch das hieſige Publikum noch ferner zu bedienen. Auch dieſes ward mir zugeſtanden, und ich erhielt jetzt, nebſt einer freyen Wohnung, nebſt freyer Koſt, 22 Malter Getreides, zwey Fuder Weins, und eine Beſoldung von 800 fl. Zugleich ward ich zum Arzte der daſigen Salzſiederey ernannt.

Den 6ten Jäner 1774 ward mein zweyter Sohn, Franz, gebohren. Da mir der Fürſtbi-

ſchof, bey meiner Ernennung zu ſeinem Leibarzte, überlieſs, meinen Nachfolger im Stadt- und Landphyſikat zu Bruchſal zu beſtimmen, ſo erhielt mein Freund, Dr. Bierenſtiel von Raſtadt dieſe Stelle.

Da in dem Fürſtenthum Speyer nur eine unterrichtete Hebamme, und zwar blos für Bruchſal, vorhanden war; ſo lag dem Fürſtbiſchofe am Herzen, das Hebammenweſen im ganzen Lande zu verbeſſern. Zu ſolchem Ende entwarf ich einen Plan, und führte ihn, als Lehrer der Entbindungskunſt, während mehr dann 9 Jahren auf das glücklichſte aus. Vor Errichtung dieſer Schule, und in den erſten Jahren, ſtarb unter 85 Schwangeren, Gebährenden und Wöchnerinnen, eine; als aber die mehrſten Hebammen unterrichtet waren, ſtarb von 125 derſelben, ebenfalls nur eine.

Ich war noch kein Jahr Leibarzt des Fürſten, als derſelbe mir entdeckte, daſs er ſchon mehrere Monate her mit einer Waſſerſucht der Scheidehaut einer Seule, oder mit einem, unrecht ſo genannten, Waſſerbruche behaftet ſey. Da ich zur Heilung dieſes Uebels durch innerliche Mittel, keine Hoffnung äuſserte, und wegen der äuſserſten Reiz-

barkeit des ohnedieß kränklichen Fürſten, eine ſoge-
nannte Radikalkur nicht vorſchlagen wollte, auch
deßwegen nur das Abzapfen der Feuchtigkeit, als
bloſſes Palliativmittel, angerathen hatte; ſo wollte
ſich der Kranke, auch gegen meine Meinung, dem
Schnitte unterwerfen. Ich bat um Berathſchla-
gung berühmter Aerzte. Von dieſen, ward jene
Operation gebilligt, und auch bald darauf durch
den Kurpfälziſchen Leibwundarzt Winter vorge-
nommen. Da die, ſonſt geſunde, Seite von eini-
gen kleinen Waſſerblasen beſetzt war, ſo befahl
der Kranke, ſo viel ich auch dagegen laut erinnerte,
dieſen Theil abzuſondern, und der Wundarzt mußte
gehorchen. Die Heilung war mit ſchweren Zufällen
begleitet. Kaum fing aber der Kranke an zu ge-
nesen, ſo ſtellte ſich aus der geſchloſſenen Narbe ein
häufiger Ausfluß eines [illegible] Stoffes ein, wo-
bey ſich die Kräfte des Fürſten zuſehends vermehr-
ten. Nichtsdeſtoweniger wollte dieſer jenen Ausfluß
unterdrückt wiſſen; und da ich mich hiezu darum
nicht gebrauchen laſſen wollte, weil mir bekannt
war, daß der Fürſt ehemals ſehr viel an Flech-
ten gelitten hatte, und bey deren Verſchwinden
immer von mancherley Nervenübeln geplagt wurde,

ſo bediente er ſich eines elenden Dorfbarbiers, welcher dem Ausfluſſe durch trocknende Mittel in wenigen Tagen ein Ende machte. Bald darauf erfolgte eine Leberentzündung, und als ich dieſe geheilet, der Geneſene aber ſich mancherley Krankheitsurſachen neuerdings ausgeſetzt hatte, ſo verfiel derſelbe in eine ſehr ſchreckhafte Sinneszerrüttung. In einem Anfalle von dieſer, war er an dem, daß er ſich durch ein hohes Fenſter herabſtürzte: ich hielt ihn mit Gefahr meines Lebens zurück. Nach mancherley Auftritten dieſer Art, fand das Domkapitel zu Speyer für nothwendig, eine Deputazion nach Bruchſal zu ſchicken, und mir eine Erklärung über den Zuſtand des Fürſtbiſchofs abzufordern. Ich gab dieſe dahin: daß der Kranke zwar an Sinnesverrückung litte: daß dieſe aber mehr eine Folge vorausgegangener Krankheiten und Unordnungen in der Lebensart, dann eine urſprüngliche Manie ſey, und, wie ich mir ſchmeicheln dürfte, geheilet werden könnte. Der Erfolg lehrte nach einigen Monaten, daß mein Urtheil über dieſe Krankheit, die endlich ganz gehoben worden war, auf guten Gründen beruhet hatte. Jetzt ward ich zum Fürſtlichen geheimen

Rath ernannt, meine Beſoldung aber um 200 fl. erhöhet.

Bald nachher ſtiftete der Fürſtbiſchof, in Bruchſal ein kleines Spital, und übergab ſolches der Bedienung von Barmherzigen Brüdern. Sowohl über dieſes Spital, als über ein ähnliches zu Deidesheim, auf dem linken Rheinufer, erhielt ich die mediziniſche Direkzion, und neuerdings eine Zulage von 200 Gulden. Späterhin ward ich zum Mitgliede einer zum Vortheile der frommen Stiftungen niedergeſetzten Fürſtlichen Kommiſſion ernannt.

Da nun ein wohleingerichtetes Spital zu Bruchſal vorhanden, und demſelben, in der Perſon des B. Joachim Wrabecz, ein fürtreflicher Wundarzt zugegeben worden war; ſo benützte ich dieſen Umſtand, und ſchlug dem Fürſten vor: zum Vortheile der Landchyrurgen, anatomiſche und chyrurgiſche Vorleſungen in dieſem Krankenhauſe halten zu laſſen. Mein Plan wurde begnehmiget, und Wrabecz übernahm dieſes Geſchäft mit beſtem Erfolge. Ich ſelbſt legte Hand an, übte die Schüler zugleich in der Zergliederungskunſt, und legte, mit jenem Lehrer, den Grund zu einem

pathologiſchen Muſeum in Bruchſal. Da nun auch phyſiologiſche Vorleſungen unſern jungen Wundärzten viele Vortheile verſprachen; ſo gab ich ihnen dieſe, täglich zu einer beſtimmten Stunde, mehr dann 7 Jahre hindurch. Auch führte ich meine Zuhörer zur Sommerzeit beynahe jede Woche ein- oder zweymal zum Botaniſiren in die benachbarten Gegenden. Endlich erhielt ich auch von dem Fürſtbiſchofe einen Garten, in welchem ich die offizinellen Pflanzen, und andere mehr, erziehen ließ, und jungen Wundärzten die Grundſätze der Pflanzenlehre drey Jahre hindurch erklärte.

Seit meinem Aufenthalte in Bruchſal, benutzte ich daſelbſt fleiſſig eine durch den Kardinal Fürſt v. Hütten, von dem berühmten Piſtorius in Würzburg erkaufte, nicht unanſehnliche, und in dem Seminarium aufgeſtellte Bibliothek. Obſchon nun in dieſer, wenige, oder gar keine medizinische Bücher vorhanden waren; ſo fand ich doch in den vielen klaſſiſchen Werken, und in andern, größtentheils die Geſchichte, und die Geſetzgebung betreffenden Schriften, beſonders aber in einer fürtreflichen Sammlung der Streitſchriften verſchiede-

nen Inhalts, einen groſsen Schatz für meine medizinische Polizey. Was mir bey dieſer Arbeit, und bey einer ſehr ausgebreiteten medizinischen Praxis, an Zeit übrig blieb, das brachte ich in Geſellſchaft meiner guten Schweſter (Maria Magdalena Frank, Gattin des Fürſtlich Speyerſchen Regierungs-Sekretärs Lippert) und in jener, von zwey unvergeſslichen Freunden, dem jetzigen geheimen Rath Debl, und dem, mir inzwiſchen durch den Tod entriſſenen Hofkammerrath Nieſen (dem Verfaſſer der Algebra für Sehende und Blinde) und deſſen fürtreflichen Gemahlin zu.

Im Jahr 1776 lieſs ich, ohne Beyſetzung meines Nahmens zu Mannheim bey Schwan folgendes Werkchen drucken:

1. Sendſchreiben eines Rheiniſchen Arztes über einige von dem Kollegium der Aerzte zu Münſter aufgeſtellte Grundſätze.

Bald darauf lieſs ich dieſem, ein anderes, in lateiniſcher Sprache geſchriebenes, folgen, nämlich:

2. *Joannis Petri Frank*, M. D. Conſiliarii Aulici ac Archiatri Spirenſis, Epiſtola invita-

toria ad Eruditos, de communicandis, quae ad *Politiam medicam* ſpectant, Principum ac Legislatorum Decretis. Mannheimi apud Schwan. 1776. 8vo.

Nach Erſcheinung dieſer Schrift, las ich in einem gelehrten Journal das darüber gefällte Urtheil. Der Rezenſent lobte den Plan, nach welchem ich meine medizinische Polizey angekündiget hatte; aber er zweifelte, ob ein Mann einem ſolchen gewachſen wäre, beſonders da derſelbe in Bruchſal lebte, und ſich keiner öffentlichen Bibliothek, wie die zu Göttingen iſt, bedienen könnte. Auch dieſer Einwurf ſollte mit der Zeit gehoben werden. Im Ganzen erhielt ich von auswärtigen Aerzten nur wenige Beyträge. Hofrath Gruner aus Jena, und Profeſſor Platz aus Leipzig, haben mir wichtige Schriften mitgetheilet.

Die unter dem Hornvieh, und bald nachher auch unter den Pferden herrſchenden Seuchen gaben mir Anlaß, manche pathologiſche Zergliederung dieſer Thiere vorzunehmen. Das herrſchende Vorurtheil machte, daß, als ich, um eine Schimmelſtute,

die unter dem Gebähren ihr Leben verlohren hatte, und jetzt in einem nahen Walde von dem Abdecker verscharret werden ſollte, zweckmäßig zu öfnen, das ſtärkere Meſſer von dieſem verlangte, derſelbe mich wohlmeinend bath: „hiedurch doch ja meiner Ehre nicht zu ſchaden!" Eben ſolch' ein Vorurtheil hätte beynahe die einzige wohl unterrichtete Hebamme in Bruchſal zu Grund gerichtet. Aus Mitleid für eine arme Familie, hatte ſich nämlich ſeine dazu verſtanden, das einzige Vermögen von dieſer, eine Kuhe, die ihr Kalb nicht gebähren konnte, nächtlicher Weile zu retten. Kaum erfuhr man dieſe Geſchichte in der Stadt, als beynahe kein Weib mehr dieſer Hebamme ſich bedienen wollte. Ich bewog den Fürſten, daß er ihr für ihre gute Handlung eine Belohnung ertheilen ließ.

Im Jahr 1779 gab ich den erſten Band von folgendem Werke heraus:

3. Johann Peter Frank's, M. D. Hochfürſtlich Speyerſchen Geheimen Rath und Leibarztes, Syſtem einer vollſtändigen mediziniſchen Polizey. I. Band. Mannheim bey Schwan. 1779. 8vo.

Da dieſes Werk auf mein Schickſal keinen geringen Einfluß gehabt hat; ſo glaube ich, einige Umſtände, die ſich auf daſſelbe beziehen, nicht vorenthalten zu müſſen. Als ich das Manuſcript zu dieſem erſten Bande fertig hatte, bat ich den Fürſtbiſchof von Speyer, der überhaupt auf gelehrte Arbeiten keinen hohen Werth ſetzte, mir einen Zenſor für daſſelbe anzuweiſen. Hiezu ward der Geiſtliche Geheime Rath Schmidt, Biſchöflich-Speyerſcher Generalvikarius (jetziger Weihbiſchof) ein ſehr gelehrter, fürtreflicher Mann, welcher ehemals, noch als Jeſuit, viele Jahre hindurch in Heidelberg, als Lehrer des kanoniſchen Rechtes, geſtanden hatte, erkohren. Dieſer, als er mein Manuſcript bedachtſam durchgeleſen hatte, gab mir das ſchriftliche Zeugniß: „daß daſſelbe nichts enthielte, was den guten Sitten, der Religion, oder der Staatsverfaſſung zuwider wäre.“ Zugleich aber ſagte mir dieſer weltkundige Mann manche Folgen dieſer meiner Arbeit vor, ohne daß dieſe mich abzuſchrecken im Stand geweſen wären. Nun übergab ich mein Manuſcript der Preſſe. Kaum war der letzte Bogen davon abgedruckt; als ein Frankfurter gelehrtes Journal daſſelbe auf eine ſolche Art an-

kündigte, daß ich wohl sah, daß der Rezensent nur die Seiten-Noten meines Werkes gelesen hatte. Sogleich entstand Lärmen. Der Verleger schrieb mir: daß das Werk, allem Ansehen nach, bey seiner ersten Erscheinung verboten werden würde, und daß man an gewißen Orten von Amtswegen dasselbe auf das genaueste zergliederte. Ich wußte mich keines Vergehens schuldig, war durch die Zensur gedeckt, und erwartete den Ausgang der Sache ganz ruhig. Es verging ein Jahr, ehe ich gewahr wurde, daß dieses Buch auf jemand einen anderen, dann seinem Verfasser günstigen, Eindruck gemacht habe. Dann aber wurden mir von dem Fürstbischofe Vorwürfe gemacht, die mich denselben um meine Entlassung aus den Speyerschen Diensten zu bitten verleiteten. Diese ward mir nicht zu Theile. Ich erfuhr, daß die mir gemachten Vorwürfe, aus einer fremden Quelle geflossen wären. Der Bischof, dem ich dreymal das Leben gerettet hatte, versicherte mich seiner Zufriedenheit, und ich blieb, mit dem Vorbehalte, mein Werk fortsetzen zu können, bey meiner Stelle.

Als die erste Auflage desselben, schon im ersten Jahre seiner Erscheinung, vergriffen war, ohne

daß ich inzwiſchen etwas Merkliches abzuändern oder hinzuzuſetzen gefunden hätte; ſo ward dieſer Band, nur mit einer zweyten Vorrede verſehen, wieder blos abgedruckt.

Inzwiſchen lieferte ich zu Dr. Joh. Chriſtian Ferd. Scherf's Archiv der mediziniſchen Polizey und der gemeinnützigen Arzneykunde einen kleinen Aufſatz:

4. Etwas über die Zwiſtigkeiten der Aerzte und ihre Urſachen; welcher Aufſatz in dem erſten Bande jenes nützlichen Werkes, S. 133 eingerückt worden iſt. In eben dieſem Bande, S. 151 ſteht auch:

5. Das Hochfürſtlich Speyerſche Mandat zur Verhütung der Hundswuth. Bruchſal 1779; deſſen mediziniſcher Theil mich zum Verfaſſer hat.

Auch befindet ſich von mir in Reinhard's mediziniſchem Wochenblatte für Aerzte, Wundärzte, und Apotheker, 1. Jahrgang von 1780, S. 221 eine kurze Beſchreibung einer thieriſchen Mißgeburt.

Im Jahr 1780 erſchien von mir:

6. System der medizinischen Polizey, II. Band. Mannheim bey Schrap. 1780. 8vo.

Die Wittwe des regierenden Markgrafen von Baden Baden, gebohrne Herzogin von Aremberg, hatte ihren Wohnsitz zu Baden. Bey einem Besuche, welchen sie dem Fürstbischof von Speyer, verschiedener Geschäfte wegen, abgestattet hatte, ersuchte sie denselben, zu erlauben, daß ich, als Arzt auch sie zu bedienen übernähme, und jährlich einige Male, in wichtigen Krankheiten aber so oft ich es nöthig zu seyn glaubte, und des Fürsten eigene Gesundheit es erlauben würde, besuchte. Da die Entfernung von Baden nicht mehr dann 6 Meilen betrug, und der Bischof (welcher ohnehin noch einen Leibarzt, Dr. Rouſſi, hatte) diese Fürstin verbinden wollte; so gestattete er nicht nur, daß ich die Stelle eines Leibarztes bey dieser übernähme; sondern befahl mir sogar in derselben Gegenwart, auf jeden ihrer Winke bereit zu seyn. Kaum war die Fürstin abgereist, als mir der Bischof, dieser eingegangenen Verbindlichkeit wegen, bittere Vorwürfe machte. Ich versicherte denselben, daß ich jene, blos auf sein eigenes

Gebeiß eingegangen, auch bereit wäre, mich wieder, auf ſeinen Befehl davon loszumachen; daß ich übrigens ihn, im Falle, daß er ſelbſt erkranken ſollte, nie für irgend Jemand verlaſſen würde. Der Biſchof verbot mir, der Markgräfin von dieſem Auftritte Nachricht zu geben. Nach einem halben Jahre ſchrieb mir die Fürſtin, und verlangte meinen Beſuch. Der Biſchof befand ſich wohl, und ich frug ihn, ob ich dieſen vornehmen, oder abſchlagen ſollte? Er hieß mich ihn vollziehen. Ich verſprach, in 3 Tagen wieder bey ihm zu ſeyn. Da ich eben abzufahren im Begriffe war, ſchickte der Fürſt ſeinen Vertrauten, und ließ mir durch dieſen bedeuten, daß ich zwar die Markgräfin für dieſes Mal, aber nicht ferner, beſuchen möchte, wogegen er mir eine jährliche Zulage von 300 fl. verſpräche. Ich antwortete: daß ich den Schein, als ob ich dieſe vornehme Frau (die, nebſt dem, daß ſie ehemals meine Landesfürſtin geweſen ſeye, mich, als ich noch ihr Hofarzt war, immer ſehr gnädig behandelt hätte) gegen dieſe Summe gleichſam verkaufte, nicht annehmen könnte; doch ſey ich bereit, ohne dieſe Zulage, der Fürſtin verſtändlich zu machen, daß der Biſchof meiner auf jeden Augenblick

bedürfe, und ich mich folglich von demſelben nicht mehr entfernen könne. Man unterſagte mir nochmals, von dieſer Veränderung in den Geſinnungen des Biſchofs Kenntniß zu geben

Nach meiner Zurückkunft forderte der Fürſtbiſchof auf das ernſthafteſte von mir eine ſchriftliche Erklärung: „ob ich ihn allein lebenslänglich als Leibarzt bedienen, und dagegen die angetragene Anlage annehmen wollte?" Ich gab die Antwort: daß ich mich, auch ohne dieſe, hiezu verbinden würde, wenn auch der Biſchof mich ſeiner Seits der Beſtändigkeit der von ihm ſeit mehrern Jahren mir zugeſagten Bedingniſſe, — beſonders aber (da ich denſelben bisher, aus vielen Auftritten als einen ſehr haſtigen Mann kennen gelernt hatte) einer, meinen bisher geleiſteten, und noch ferner zu leiſtenden Dienſten angemeſſenen Behandlung, ebenfalls ſchriftlich, verſichern wollte. Nachdem ich der Markgräfin meine Lage zu erkennen gegeben, und ihre Einwilligung, ohne die ich nie etwas gethan haben würde, erhalten hatte, wurden dieſe ſchriftlichen Verbindlichkeiten gewechſelt.

Es war kaum ein halbes Jahr vorüber, als mich der Fürſt, bey allem auf mich geſetzten Zutrauen, fühlen ließ, daß ich gebunden ſey. Die Vorwürfe wegen dem erſten Bande meiner mediziniſchen Polizey, fiengen wieder an, und wurden mir unausſtehlich. Ich erklärte: daß ich die mir zugeſagten Bedingniſſe für gebrochen anſähe, und mich folglich auch von den meinigen losſagen würde. Da der Fürſtbiſchof indeſſen die Sache immer wieder beyzulegen ſuchte, ſo verſchob ich die Erfüllung dieſes meines Entſchluſſes noch einige Jahre hindurch.

Um dieſe Zeit übernahm ich die wiſſenſchaftliche Erziehung Louis Frank's, eines Sohnes von meinem, in Bitſch wohnenden, Bruder, Martin. Jener, bereits 18jährige Jüngling, war bisher für den gelehrten Stand nicht erzogen, und ich war blos gebeten worden, denſelben auf eine mir möglichſte Weiſe zu verſorgen. Da ich nicht einſah, wie ſolches geſchehen möchte, hingegen bemerkte, daß es nicht an guter Anlage fehlte; ſo nahm ich mir vor, alles nachzuholen, was zur Erziehung eines brauchbaren Wundarztes erforderlich wäre. So lange ich noch in Bruchſal blieb, beſuchte

Louis meine ſämmtliche Vorleſungen. Ich führte denſelben, ſo frühe ich nur konnte, an das Krankenbett, und überzeugte mich bald, daß man die Erziehung junger Aerzte, dadurch, daß man ſie ſo ſpät zu dieſer fruchtbaren Quelle des Wiſſens führet, und mehrere Jahre hindurch blos mit mehr oder weniger glücklichen Kopien der Natur beſchäftiget, unendlich erſchwere. In wenigen Jahren hatte der junge Mann alles das ſelbſt geſehen, wovon ich ihm, der alten Ordnung zufolge, ehe dieſes geſchehen war, richtige Begriffe hätte beybringen ſollen. Deſſen, meine Erwartung übertreffende Fortſchritte, bewogen mich nun, meinen Plan mit denſelben zu erweitern; und da ich ſpäterhin auf den Hohenſchulen zu Göttingen und zu Pavia angeſtellt ward; ſo benützte ich eine ſo glückliche Gelegenheit, und hatte das Vergnügen, in ohngefähr 8 bis 9 Jahren, Louis zu einem geſchickten Arzt und Wundarzt zu erziehen. Nun verſchafte ich demſelben dadurch, daß ich ihn in dem großen Spitale zu Mayland als Secundararzt anſtellte, und der Obſorge geſchickter Aerzte und Wundärzte anempfahl, die Gelegenheit, ſeine praktiſche Kenntniſſe täglich zu erweitern, und als derſelbe zu glei-

ſher Zeit als Leibarzt des in Mayland wohnhaf=ten Fürſten von Kevenhüller angeſtellt worden war; ſo hatte er ſich um nichts, als blos um ſeine Ver=vollkommung zu bekümmern. Während ſeinem Auf=enthalte in Mayland, ſchrieb Louis, in Geſell=ſchaft von einigen geſchickten Aerzten und Wund=ärzten, das nuovo giornale della piu recente letteratura medico - chirurgica d' Europa, mit Beyfalle. Meine Abrufung von Pavia ließ nun meinen Neffen allein in einem Lande, welches er bald, vor dem Eintritt der franzöſiſchen Armee, mit ſeinem Fürſten verlaßen ſollte. Mit dieſem hielt er ſich gegen 2 Jahre in Florenz auf, und ſchrieb daſelbſt die Bibliote-ca Browniana. Nach dieſer Zeit wünſchte er, in dem allgemeinen Krankenhauſe zu Wien als Pri=mararzt angeſtellt zu werden; allein, nach meinen Grundſätzen rieth ich ihm, dieſer Abſicht zu entſa=gen. Bald darauf entſchloß ſich Louis, entfernte, beſonders heiße Gegenden zu beſuchen, und die Krankheiten derſelben zu beobachten. Ohne meine Geſinnungen über dieſen ſeltſamen Entſchluß abzu=warten, ſchiffte er ſich nach Egypten ein. Kaum war er 8 Monate in dieſem Lande, und bereits bis nach Oberegypten gekommen; als daſſelbe von den

franzöſiſchen Truppen beſetzt ward. Vermuthlich weil er jetzt von den Eingebohrnen Gefahr lief, kehrte er nach Cairo zurück, und ward darauf bey der franzöſiſchen Armee als Arzt angeſtellt. Bey dieſer blieb er, wie ich vernommen habe, bis kurz vor der Uebergabe von Alexandrien, und vermuthlich wird er jetzt mit ſeinen Landsleuten, als Gefangener nach Frankreich zurückgekommen ſeyn.

Inzwiſchen ward ich von der Kurmainziſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu Erfurt, zum Mitgliede ernannt, und ihm Jahr 1783 übergab ich derſelben, als einen Beytrag zu ihren gemeinnützigen Arbeiten, Folgendes:

7. Obſervationes medico-chyrurgicae. Obſerv. I. de ſingulari abſceſſu hepatico. Obſerv. II. de ſectione ſymphyſis oſsium pubis in Episcopatu Spirensi peracta. Obſerv. III. de paracenthesi in ascitica muliere gravida ſuscepta.

Im nämlichen Jahre erſchien von mir:

8. Syſtem einer vollſtändigen medizinischen Polizey. III. Band. Mannheim bey Schwan. 1783.

Bisher war meine Gattin von noch mehrern Kindern entbunden worden. Da aber einige derſel-

den tod zur Welt kamen; die anderen in den erſten Jahren nach der Geburt ihr Leben verloren; ſo übergehe ich deren nähere Anzeige. In dieſen, und in einigen vorhergehenden Jahren hatte ich manchen häuslichen Kummer. Die Erziehung meiner Kinder lag mir allein ob, und da ich den Hof öfters auf das Land begleiten mußte; ſo ward mir dieſe, mir ſo heilige Pflicht, oft ſehr erſchwert. Eines Tages frug mich ein vornehmer Mann: warum ich nicht meine zwey Söhne in die, damals berühmte, Erziehungsakademie zu Stuttgard zu bringen dächte? ich antwortete ihm: daß ich erſtens die Erfüllung meiner Pflichten nicht andern überlaſſen möchte; zweytens aber, daß mir die Erziehung von Knaben um ſo ſchwerer zu ſeyn ſchiene, je mehrere derſelben beyſammen wohnten. Auf die, mir unerwartete, Frage, warum? antwortete ich: daß groſſe Erziehungshäuſer gar leicht an einem endemiſchen Uebel litten, das mit der gröſten Vorſicht kaum zu verhindern wäre; daß mir von dem Erziehungshauſe von Stuttgard, nichts, was nicht zu deſſen Ruhme gereichte, bekannt wäre; daß ich aber aus einer, vielleicht übertriebenen Furcht, meine Kinder, ſo viel ich es könn-

te, lieber unter meinen Augen ſelbſt erziehen wollte. Der Herr, mit welchem ich ſo offenherzig geſprochen hatte, war ſehr betroffen. Deſſen Schweſter, die Oberſtallmeiſterin v. W. zu M. hatte ihren einzigen Sohn in dem erwähnten Erziehungshauſe. Er ſchrieb ſogleich an dieſe, und gab ihr, ich weiß nicht wie, von der mit mir geflogenen Unterredung eine Nachricht, welche jene zärtliche Mutter auf das Aeußerſte beunruhigte. Sie ſchrieb alſogleich an einen ihrer Freunde, den Freyherrn v. T. zu Bruchſal: bath ihn, mich zu bewegen, ohne Zeitverluſt nach Stuttgard zu gehen; ihren Sohn, als Arzt zu beobachten, und wenn ich es nöthig glaubte, denſelben nach Hauſe zu ſchicken. Der Freund ſchickte, weil er ſelbſt zwey Söhne in jenem Erziehungshauſe hatte, das von dieſer Dame erhaltene Schreiben an den Vorſteher von ſolchem. Dieſer glaubte daſſelbe dem regierenden Herzoge von Würtemberg, als dem Stifter dieſer Akademie, überreichen zu müſſen. Der Herzog, welcher in dieſer Eigenſchaft, ſo unendlich viel Gutes gethan hatte, fand ſich durch den bloßen Argwohn, welcher jenem Schreiben zum Grund zu liegen ſchien, auf das Aeußerſte beleidigt. Ich ward bald von

Meſem mich kränkenden Auftritte unterrichtet, und glaubte dem wohlthätigen Fürſten eine ſchriftliche Erklärung ſchuldig zu ſeyn, worin ich ihm den wahren Hergang der Sache, meine Unſchuld, und meine Verehrung für ſein Inſtitut, mit einem mir ſelbſt ſchuldigen Anſtand eröffnete. Der Herzog war mit dieſer freymüthigen Erklärung ſehr zufrieden, und ließ mich deſſen alſogleich verſichern. Im Monat July 1783 machte der Fürſtbiſchof von Speyer dem Herzoge einen freundſchaftlichen Beſuch. Ich erhielt den Befehl, jenen als Leibarzt zu begleiten. Als ich dem Herzoge vorgeſtellt ward, ſagte dieſer ſehr wohlwollend: daß er meine Schriften geleſen habe, und ihren Verfaſſer zu ſchätzen wiſſe. Dieß war nun freylich für einen Gelehrten ein ganz alltägliches Kompliment. Der Biſchof, welcher von der medizinischen Polizey nicht eben ſo dachte, antwortete: daß er mehr auf Kompendien, dann auf ausgearbeitete Syſteme halte . . . Der Herzog erwiederte, wie mich dünkt, ſehr angemeſſen: „Daß es etwas leichtes wäre, aus einem ſolchen, Kompendien zu erſchaffen.“ — Nun führte der Herzog ſeinen Gaſt, weil dieſer ein Liebhaber

von Pferden war, zuerſt in ſeinen Marrſtall, ſodann aber in das Erziehungshaus.

Die Anzahl der Zöglinge war hier ſehr beträchtlich; die Ordnung des Hauſes ſchien mir ſelbſt unverbeſſerlich, und jene hatten größtentheils ein Ausſehen, aus welchem ich auf ihre moraliſche Erziehung ſehr vortheilhafte Schlüſſe zog, als mich der Herzog auf die Seite nahm, und in mich drang, ihm aufrichtig zu geſtehen, ob mir wohl über den bewußten Gegenſtand noch der geringſte Zweifel übrig bliebe? Ich wünſchte dem Herzoge, wegen der ſprechenden Geſundheit ſeiner Zöglinge Glück; geſtand ihm aber, daß ich, wenigſtens wegen der Zukunft, noch nicht ganz beruhigt wäre. Der gute Fürſt erwähnte aller der Vorſichtigkeitsregeln, die er, zur Abwendung alles Uebels, gebraucht hätte; und führte mich ſelbſt zu den Abtritten des Hauſes. Die Thüren und die Seiten derſelben waren von Glas. Kein Knabe konnte ſich dahin begeben, ohne daß er von einem ſeiner Aufſeher bemacht wurde. — Sind Sie nun zufrieden? frug der Herzog. . . . Ich ſchien ihm einen Gedanken zu unterdrücken, welchen er zu kennen verlangte. —

Ich antwortete, es ſey mir ſo eben ein Spruch von Juvenalis eingefallen, nämlich

Pone ſerram! . . pone cuſtodes! . . ſed quis cuſtodiet ipſos Cuſtodes? Dieß, ſagte der Herzog heißt doch wohl die Sache zu weit treiben! — (?)

Auf den Abend frug mich der Fürſtbiſchof: ob ich nicht geſinnt wäre, nach dem von dem Herzoge geäußerten Winke, eine der Vorleſungen zu beſuchen, die den Zöglingen gehalten würden, und welche ich zu dieſem Ende zu wählen dächte? Ich verſprach, in eine der Vorleſungen über die gerichtliche Arzneywiſſenſchaft, und medizinische Polizey, zu gehen. Dem Herzoge ward mein Entſchluß gemeldet. Als ich des andern Tages Wort hielt; trat, bey meinem Eingang in den Lehrſaal, der geſchickte Profeſſor von ſeiner Kanzel herab, und erſuchte mich dringend, ſeine Vorleſungen fortzuſetzen. Es käme ihm, ſagte er mir ſehr verbindlich, nicht zu, in Gegenwart des Stifters einer Wiſſenſchaft, dieſe lehren zu wollen. Ich verbath mir ſo viel Ehre; allein Lehrer und Zöglinge drangen ſo ſehr in mich, daß ich einſehen mußte, es ſey der Wille des Herzogs,

daß ich dieſer Einladung gehorchte. Ich frug alſo, worüber heute geſprochen worden wäre? Vom Kindermorde, war die Antwort, indem der Lehrer mir die Stelle ſeines Vorleſebuches, bey welcher er ſtehn geblieben war, anzeigte. Endlich ſetzte ich mich zwiſchen die Schüler, und ſprach eine Viertelſtunde über den vorgelegten Gegenſtand. Man hielt mir meine Bereitwilligkeit zu gut.

Des anderen Tages zeigte der Herzog ſeinem Gaſte die von ihm anſehnlich bereicherte fürſtliche Büchersammlung, und fand auch hier wieder Gelegenheit, mir einen Beweis des Schutzes, welchen er den Wiſſenſchaften gewährte, zu geben. Selbſt ſtieg er in die Höhe, langte die mediziniſche Polizey aus ihrem Fache herab, und zeigte dieſelbe dem Fürſtbiſchofe vor, indem er ihm nochmals den Beyfall, welchen er dieſem Werke ſchenkte, öffentlich wiederholte. Nach dieſem empfieng der Herzog den Fürſtbiſchof zu Hohenheim. Ich darf die prächtigen Anſtalten in dieſer Gegend nicht erſt beſchreiben. Da ich einem anſehnlichen Platze, auf welchem ſämmtliche in dem Herzogthum Würtemberg wild wachſende Pflanzen und Geſträuche beyſammen erzogen wurden, meine Aufmerk-

ſamkeit ſchenkte, zeigte der Herzog auf ſeine Jä=ger, welche, auf deſſen Befehl, in der Botanik eines guten Unterrichtes genoſſen, auch alle hier verſammelte Pflanzen des Landes zuſammengetragen hatten, und erſuchte mich, den erſten beſten dieſer Leute zu prüfen. Ich ergriff die nächſte wilde Pflanze, die vor meinen Füſſen blühte, und der vom Herzoge herbeygerufene Jäger zergliederte dieſelbe auf der Stelle, indem er derſelben Karakter, nach dem Linneiſchen Syſtem, mit großer Fertigkeit beſtimmte. Jetzt folgte ich dem Herzoge auf eine künſtliche Wieſe, und indem er auf eine zierliche Büſte hinzeigte, ſagte der Fürſt: „Hier habe ich meinem unvergeßlichen Freunde, Albert Haller, ein kleines Denkmal geſtiftet.“ Die Aufſchrift war dieſem, den Muſen ſo günſtigen, Ausrufe ähnlich.

Nach meiner Zurückkunft nach Bruchſal, wuchſen meine Verdrießlichkeiten mit jedem Tage, ſo daß ich mich entſchloß, bey erſter Gelegenheit denſelben ein Ende zu machen. Auf dieſe durft' ich nicht lange warten. Bald erhielt ich einen Wink, die Stelle eines Profeſſors der Phyſiologie, und der mediziniſchen Polizey auf der

Hohenſchule zu Mainz anzunehmen. Kaum waren drey Wochen verfloſſen, ſo ward ich eingeladen, die, in Italien, zu Pavia, von dem berühmten Tiſſot niedergelegte, Stelle eines Profeſſors der praktiſchen Arzneyſchule, mit einem Gehalt von 3000 fl. und mit einer freyen, wohl eingerichteten Wohnung, anzunehmen. Der verewigte Stoll hatte mich, obſchon ich ihm weder perſönlich, noch durch Briefwechſel bekannt war, dem Fürſten v. Kaunitz vorgeſchlagen. Dieſer erwartete die Zurückkunft Sr. M. des Kaiſers Joſeph des Zweyten aus Italien, um die Höchſte Beſtätigung einzuholen. Da ſich die endliche Beſtimmung dieſes Geſchäftes, eben durch die Entfernung des Monarchen ſehr verzögerte; der Fürſtbiſchof aber inzwiſchen von Wien aus etwas von dieſer Sache vernommen hatte; ſo ahndete ich, er dürfte mich unter der Hand abermals in meinen Abſichten durchkreuzen; und da ich jetzt zu der, durch den Austritt des verdienſtvollen Baldinger's erledigten Profeſſur der mediziniſchen Praxis auf der berühmten Hohenſchule zu Göttingen, einen Ruf erhielt; ſo ſchrieb ich nach Wien: daß, wenn es nicht möglich wäre, in 14 Tagen von meiner Er-

nennung zum Professor in Pavia Sicherheit zu erhalten, ich den erstempfangenen Ruf nach Göttingen annehmen müßte. Die Zeit war bereits verflossen, als ich mich, wegen letzterem Rufe, bestimmt erklären mußte. Die Ehre, welche man mir, als einem Katholiken, durch diesen Ruf auf eine protestantische Universität, erwies, der große Name dieser hohen Schule, das Vergnügen, in Deutschland verbleiben zu können, die fürtreffliche Bücherſammlung, die ich dort für mein angefangenes Werk benützen konnte, alles lud mich ein, die angebotene Stelle anzunehmen. Des Königs von Großbrittanien Majestät ernannten mich zu ihrem Hofrathe, und zu einem ordentlichen Mitgliede der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Die mir, als Professor der medizinischen Praxis, angebotene Besoldung, bestand nur in 800 Thalern Kassegeldes, nebst 40 Thlr. sogenannten Lizentgeldes; und da, der Vorschrift nach, nur drey Professoren daselbst bey jeder Fakultät, die Einkünfte derselben unter sich theilen; so ward mir die erste, in der medizinischen Fakultät sich eröfnende, Stelle noch zugesagt.

Sobald ich dieſe Sache in Ordnung gebracht hatte, legte ich meine Dienſte bey dem Fürſtbiſchofe zu Speyer nieder. Dieſer nahm meine Dimiſſion nicht ſogleich an; ſondern ließ mir ſchriftlich bedeuten: daß er für nöthig befunden habe, wegen meinem Betragen gegen ihn, ſelbſt an den König von England zu ſchreiben, und daß ich die Antwort von London abzuwarten hätte. Ich verſprach dieſes, gieng aber auf der Stelle, mit Zurücklaſſung meiner Familie in Bruchſal, nach Göttingen, um mich dort über die Anſprüche des Fürſtbiſchofs näher zu erklären. In 8 Tagen kam ich wieder zurück. Hier fand ich zu ſpät ein ſehr ehrenvolles Schreiben von dem Fürſten Kaunitz, und das Diplom eines Profeſſors zu Pavia, in welchem ich aller, von Tiſſot ehemals daſelbſt genoſſenen Vortheile verſichert ward. Da ich aber nun einmal in Göttingen angeſtellt war; ſo mußte ich dieſes Diplom dankbar wieder zurückſtellen. So viel ich nachher erfahren habe, hatte ſich dem Biſchof bey dem Könige, darüber, daß man ihm ſeine Leute débauchire, beſchwert. Der König ſchickte das Schreiben des Biſchofs an ſeine Regierung zu Hannover. Da der Biſchof

lunge keine Antwort erhielt; ſo widerſetzte er ſich ferner nicht mehr meiner Abreiſe; ich veranſtaltete dieſe alſogleich, und kam den 6ten May 1784 mit meiner Familie in Göttingen an. Bereits den 25ten dieſes Monats trat ich die mir angewieſene Profeſſur mit einer öffentlichen Rede an, welche nachher in dem 3ten Bande meines delectus opusculorum medicorum abgedruckt worden iſt, und zwar unter der Aufſchrift:

9. Oratio inauguralis, de inſtituendo ad praxim medico, Profeſſionis medicæ adeundæ cauſa die XXV. Maji 1784 Gottingæ habita.

Zu gleicher Zeit gab ich von meiner neuen Anſtellung durch folgende Schrift Nachricht:

10. *Joannis Petri Frank*, Phil. et Med. Doct. Magnæ Britanniæ Regis Conſiliarii Aulici et medicinæ practicæ in Academia Gottingenſi Profeſſoris P. & O. &c. Proluſio de larvis morborum biliosis. Gottingæ 1784.

Als mir aber bald nachher auch die Verwaltung der Klinischen Anſtalt zu Göttingen übertragen ward; ſo legte ich dem gelehrten Publikum meinen Plan in einer eigenen Schrift vor:

11. Johann Peter Frank's, der Arzneywiſſenſchaft und Weltweisheit Doktors, Sr. Königl. Majeſtät von Großbrittanien Hofrathes, der praktiſchen Arzneywiſſenſchaft ordentlichen, öffentlichen Lehrers auf der Univerſität zu Göttingen, Mitgliedes der Königl. Göttingiſchen, und der Kurmainziſchen Akademien der Wiſſenſchaften, Ankündigung des klinischen Inſtituts zu Göttingen, wie ſolches bey ſeiner Wiederherſtellung, zum Vortheile armer Kranken, und zur Bildung praktiſcher Aerzte eingerichtet werden ſolle.

Der Ausdruck, Wiederherſtellung, ward von Einigen ſogleich übel aufgenommen. Mein Fehler war unabſichtlich: Seit Profeſſor Baldinger's Austritt, war die Klinik von einem jungen Arzte fortgeſetzet worden, ohne daß mir dieſes bekannt geweſen wäre. Freylich hätte ich mich beſſer unterrichten laſſen ſollen.

Bald darauf überreichte ich der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften einige meiner Beobachtungen, welche dem VIIten Bande der Göttingiſchen Kommentarien einverleibt worden ſind, und folgende Aufſchrift führen:

12. Observario I. de hydrope cum vasorum ossificatioue conjuncto. Obs. II. de haemorrhagia perforationem calvariae inhibente. Obs. III. de partu difficili ob hydropem intestinorum. 4to.

Kaum hatte ich diese Arbeiten zurückgelegt; so schrieb ich unter fremdem Namen folgende Inaugural-Dissertation:

13. *Joh. Lukianovitz Danielevsky* Dissert. inaug. de Magistratu, medico felicissimo. Göttingae 1784 4to.

Auch verfertigte ich mehrere Rezensionen praktischer Werke in den Göttingischen gelehrten Anzeigen von dem Jahre 1784.

Nebst meinen Vorlesungen über die spezielle Therapie, las ich noch über Physiologie und Pathologie, nach Gregory; über die allgemeine Therapie, nach eben demselben; und über die medizinische Polizey nebst der gerichtlichen Arzneywissenschaft, nach eigenen Heften. Dabey besorgte ich die klinische Anstalt zwey Male des Tages, nicht in einem Spitale, sondern in den zerstreuten Hütten der Armen. So viel hätte ich allerdings

gleich bey meiner Ankunft in Göttingen, nicht auf mich nehmen ſollen. Gegen 20 Jahre hatte ich zwar bereits das Krankenbette beſucht, meine wichtigſten Beobachtungen alle aufgezeichnet, ſelbſt nachgedacht, und eben ſo lange war ich mit meiner Wiſſenſchaft vorgerücket: ſo daß ich, bey fleißigem Durchleſen der Alten, nicht leicht eine, nur etwas wichtige, Schrift der Neueren außer Augen gelaſſen, und daß ich alles, was mir es zu verdienen ſchien, ſorgfältig aufgezeichnet hatte. Allein ich hätte, ehe ich ſo viele Vorleſungen hielt, zuerſt den Faden zu denſelben ſpinnen ſollen. Bald litt daher meine Geſundheit, theils von ſo überhäuften Geſchäften, theils von dem gäben Wechſel meiner bisherigen, in einem gemäßigtern Himmelsſtriche geführten, Lebensart. Ich verlor alle meine Verdauungskraft, und litt täglich 3 bis 4 Male ein heftiges, ſehr ermattendes Erbrechen. Hätte ich die Sache etwas weniger haſtig angefangen; ſo wäre dieß alles nicht geſchehen. Ich bin gewiß von Seiten des Gouvernements zu Hannover auf das edelſte, und von ämmtlichen Profeſſoren auf das freundſchaftlichſte behandelt worden. Wegen Verſchiedenheit meiner Religion von der herrſchenden, hatte ich ſo wenig

zu abnden, daß, als meine Gattin ihrer Niederkunft nahe war; der rechtschaffene proteſtantiſche Paſtor, in deſſen Pfarrbezirke ich wohnte, aus eigenem Triebe ſich anerboth, mir die Erlaubniß, einen katholiſchen Pfarrer zur Taufe meines Kindes herbeyrufen zu dürfen, zu Hanhover auszuwirken. Ich dankte für ein ſo nachahmungswürdiges Verfahren, und da mir meine Religion ſolches geſtattete; ſo ließ ich meine, am 30ten May 1782 gebohrne Tochter, Eliſabetha, von eben dieſem proteſtantiſchen Pfarrherren taufen.

Da ſich inzwiſchen meine Geſundheit immer mehr zerrüttete; da ich die Möglichkeit, meine Schüler in ein mit Kranken wohlverſehenes Spital zu führen, und dort in einer wohlbeſtellten Klinik vortheilhafter zu unterrichten nicht einſah; ſo nahm ich, nachdem ich den zweyten halbjährigen Lehrkurs zu Göttingen geſchloſſen hatte, die, noch immer erledigte, Stelle eines Profeſſors der praktiſchen Arzneyſchule und Klinik zu Pavia, unter den nämlichen Bedingniſſen, welche der verdienſtvolle Iſſel daſelbſt getroffen hatte, an.

Am 25ten März 1785 verließ ich also die Hohesschule zu Göttingen, um mich, über Wien, nach Italien zu begeben. In der Kaiserlichen Hauptstadt, hatte ich das Glück, nachdem ich, auf Höchsten Befehl, das hier erst vor einem Jahre neu errichtete allgemeine Krankenhaus zwey Male besucht, und alles daselbst sehr genau beobachtet hatte, des Kaisers, Josephs des II. Majestät vorgestellet zu werden. Dieser weise und wohlthätige Monarch frug mich: wie ich mit der Krankenanstalt, die ich so eben gesehen hätte, zufrieden sey? Fürtrefflich! sagte ich, und ich habe mich in derselben mit dem Begriffe eines so grossen Krankenhauses einigermassen versöhnt. — Was hätten Sie bey solch' einer Anstalt wohl auszusetzen? . . . Weil ein so großes Uhrwerk, erwiederte ich, nur selten recht zu gehen pflegt. — Und es geht! sagte der, seiner unendlichen Sorgfalt für diese seine Stiftung sich bewußte Regent. — Freylich, sagte ich voll Vertrauens auf die Wahrheitsliebe dieses großen Fürsten, so lange nämlich ein so mächtiges Gewicht dasselbe in Gang setzt! — Meine Freyheit ward mir nicht in Ungnaden aufgenommen.

Nach einem Monat, den 9ten May, verließ ich die Hauptſtadt. Bey dem ſo langen Winter dieſes Jahrs, ſah ich auf meiner Reiſe nach Pavia, kaum noch eine Spur des anrückenden Frühlings. Kaum war ich zu Bolzano (Botzen) angekommen; ſo ſah ich dort ſchon die Reben blühen, und das Landvolk mit der Heuerndte beſchäftigt. Bey größter Sommerhitze traf ich endlich den 18ten May glücklich zu Pavia ein, als das Schuljahr, welches daſelbſt mit dem letzten Juny geſchloſſen wird, ſeinem Ende ſchon nahe war. Da es nicht mehr der Mühe lohnte, meine Vorleſungen jetzt erſt anzufangen; ſo übernahm ich nur einſtweilen das Klinikum. Der Zufluß von Aerzten und Neugierigen war äußerſt beträchtlich; doch fand ich, weil, ſeit der Abreiſe Tiſſot's, beynahe die Hälfte der Schüler, beſonders aber alle fremde Zuhörer ſich verloren hatten, nur ohngefähr 44 Zöglinge der praktiſchen Arzneyſchule.

Den 12ten Juny, kamen des Kaiſers Majeſtät mit des damaligen Großherzogs Leopold von Toskana Königl. Hoheit, unverſehens nach Pavia. Nachdem der Monarch auch die Univerſität in Augenſchein genommen hatte, und da-

ſelbſt von allen Profeſſoren empfangen worden war, verfügten Sich Höchſtdieſelben in das Krankenhaus, und befahlen mir zu folgen. In einem Saale für kranke Weiber ward der Kaiſer einer kleinen Seitenthür gewahr, und frug mich nach derſelben Beſtimmung. Ich ſagte es wären zwey kleine Stuben für Kranke. Da der Regent dieſe beſuchen wollte, meldete ich, daß dieſer Ort ſehr ungeſund, und von anſteckenden Fiebern vollgepfropft ſey. Dieß thut nichts zur Sache, erwiederte der Menſchenfreund, und trat in die Zimmer. Der Anblick dieſes abſcheulichen Aufenthaltes machte, daß der Monarch ſich gegen mich umwand, und ausrief: Frank! iſt es möglich, daß dieſer Menſchen verlegt werden! Auf der Stelle ſoll dieſes Nebengebäude niedergeriſſen werden! Dieſer höchſte Befehl mußte ſchon des andern Tages vollzogen werden. Nun beſuchte der Kaiſer das ganze Spital, und ließ ſich von den geringſten Umſtänden Bericht erſtatten. Kaum waren ſechs Wochen verfloſſen, als von Wien aus der Höchſte Befehl kam, allen, von dem Monarchen bemerkten, auch kleinſten Gebrechen, mit genauer Beſtimmung der Mittel, abzuhelfen.

Gleich vom Anfange der, vier volle Monate anhaltenden, Schulferien, verfiel ich in ein ziemlich heftiges Fieber. Zu meiner, bey ſolcher ungewohnten Hitze, etwas beſchwerlichen Erholung ward mir von dem Herrn Grafen von Wilzeck, K. K. erſten Miniſter zu Mayland, (deſſen Schutz und Unterſtützung ich zehn Jahre hindurch alles zu verdanken habe) ein ſchönes, dem Spitale zu Pavia zugehöriges, Gebäude zu Caſteggio, auf der anderen, und zugleich geſünderen Seite des Pô Fluſſes, an dem Fuße der Appenninen, zur Wohnung angewieſen. In kurzer Zeit hatte ich meine Kräfte wieder erlangt, und nun beſchäftigte ich mich zuerſt mit Verfertigung meiner Antrittsrede:

15. Sermo academicus, de Civis medici in Republica conditione atque officiis ex Lege praecipue erutis, quem profeſsionis medicae adeundae cauſa die XXIV. Novembris 1785 recitavit *Joannes Petrus Frank*, Med. & Philoſoph. Doct. pridem in Regia Göttingensi, nunc in R. Ticinensi Academia, theoriae practicae, et medicinae clinicae Profeſsor &c. Ticini 1785 apud Petr. Galeatium. 8vo.

Sodann bearbeitete ich die Herausgabe einer meinen Schülern gedeihlichen Sammlung der vorzüglichſten, auf deutſchen Hohenſchulen in lateiniſcher Sprache erſchienenen Streitſchriften, welchen ich meine Bemerkungen hie und da beyfügte, und zugleich, was ich in lateiniſcher Sprache ſchon herausgegeben hatte, einverleibte. Der erſte Band dieſes Werkes erſchien noch im Jahre 1785 unter folgender Aufſchrift:

16. Delectus opuscnlorum medicorum antehac in Germaniae diverſis Academiis editorum, quae in Auditorum commodum collegit, et cum notis hinc inde aucta recudi curavit *Joannes Petrus Frank* &c. Vol. I. Ticini in Typographeo Petri Galeatii. 1785. 8vo.

Dieſe Sammlung habe ich in den folgenden Jahren fortgeſetzt, und 1793 mit dem XIIten Bande geſchloſſen. Dieſelbe ward zu Venedig, und zum Theil zu Leipzig nachgedruckt. Nebſt den von mir ſchon angeführten Abhandlungen, ließ ich folgende, in Pavia von mir verfertigte, Aufſätze derſelben einverleiben.

17. *Jo. Pet. Frank*, Oratio academica de Veſica Urinali ex Vicinia morboſa aegrotante. Recitata die XXIX. Aprilis 1786. Vid. Vol. II.

18. ——————— Sermo academicus, obſervationem de haematomate, alteram de interna hydrocelis cauſa exhibens, menſe Junii, 1786 recitatus. Vid. Vol. III.

19. ——————— Oratio de chyrurgo medicis auxiliis indigente. Menſe Maji 1787 Vid. Vol. IV.

20. ——————— De venaeſectionis apud puerperas abuſu. die 21. Junii 1787 habita ibid.

21. ——————— De Rachitide acuta & adultorum, ſermo academicus, Menſe Maji 1787 recitatus ibid. Vid. Vol. V.

22. ——————— Orat. Acad. de Signis morborum ex corporis ſitu partiumque poſitione petendis. Menſe Maji 1788. Vid. Vol. VI.

23. ——————— de haemorrhagia Uteri ex ſpasmo ſecundinas incarcerante. Mens. Maji 1789. Vid. Vol. VII.

24. ——————— Oratio Academ. de Virtutibus corporum naturalium medicis aequiore modo determinandis. Menſ. Maji 1789. Vid. Vol. VII.

25. ——————— Oratio acad. altera, de Virtutibus corporum naturalium medicis æquiore modo determinandis. Menſ. Decembris. 1789. Vid. Vol. VIII.

26. ——————— Sermo acad. quem ad Tyrones, cum Inſtituti clinici curam ſuſciperet, die 30 Maji 1785 praefatus est. Vid. ibid.

27. ——————— Sermo acad. de morbis pecudum, a medicis nequaquam praetervidendis. Menſe Maji 1790. Vid. Vol. IX.

28. ——————— Oratio academ. de Populorum miſeria, morborum genitrice. Menſe Maji 1790. ibid.

29. ——————— Sermo acad. de circumſcribendis morborum hiſtoriis. Menſe Maji 1791. Vol. X.

30. ——————— Orat. academ. de periodicarum adfectionum ordinandis familiis. Menſ. Maji 1791 ibid.

31. ——————— Orat. acad. de vertebralis columnae in morbis dignitate. 1792. Vid. Vol. XI.

32. ——————— Sermo Acad. de medicis peregrinationibus. Mens. Junii 1792. ibid.

33. ——————— Programma, puerperae de infanticidio ſuspectae defenſionem exhibens. Menſe Maji 1793. Vid. Vol. XII.

34. ——————— Oratio acad. de convalescentium conditione ac prosperitate tuenda, Menſ. Junii 1793. ibid.

Bey Gelegenheit dieſer in Pavia von mir gehaltenen akademiſchen Reden, muß ich hier anmerken: daß ehemals auf dieſer berühmten Hohenſchule, bey Ertheilung der akademiſchen Würde, die Profeſſoren nur eine kurze Lobrede auf jeden Kandidaten zu halten pflegten. Durch mein Beyſpiel ſuchte ich dieſe Gewohnheit in eine nützlichere zu verwandeln: indem ich zu meinen öffentlichen Reden wiſſenſchaftliche Gegenſtände zu wählen ſuchte. Bald fand ich die gewünſchte Nachahmung, und oft wurden von meinen gelehrten Kollegen öffentliche Reden gehalten, von welchen ich bedaure, daß ſie bis jetzt noch

nicht im Druck erſchienen ſind. Die mehrſten meiner oben angeführten Abhandlungen, welche bis zum Jahr 1790 erſchienen waren, wurden in ein Werk zuſammengetragen, und zu Leipzig herausgegeben, unter der Aufſchrift:

Joannis Petri Frank, &c. Opuscula medici argumenti antehac seorsim edita, nunc collecta. Lipsiae 1790 8vo,

Auch ſind mehrere dieſer Abhandlungen aus dem Lateiniſchen ins Deutſche überſetzt, und zum Theil den Sammlungen auserleſener Abhandlungen für praktiſche Aerzte, und jener, für Wundärzte einverleibet worden.

Unterm 14. Jäner 1786 ward ich zum Direktor des Spitals zu Pavia ernannt, und erhielt eine Zulage von jährlich hundert Dukaten aus dem K. Aerarium.

Den 8. May d. J. ward ich von der Königl. Patriotiſchen Geſellſchaft zu Mayland als Mitglied ernannt. Zu eben dieſer Zeit überſetzte ein gelehrter Geiſtlicher, P. Ruttini von Pavia, den erſten Band meiner mediziniſchen Polizey, zu welchem ich verſchiedene Zu-

ſätze geliefert hatte, in das Italiäniſche, unter der Aufſchrift:

Sistema compiuto di Polizia medica, opera di *Giovanni Pietro Frank &c.* accresciuta di note dall' autore. Tomo I. In Milano 1786. Nell' Imperiale monistero di S. Ambrogio maggiore. 8vo.

Bald darauf erhielt ich den Höchſten Befehl, für die mediziniſch-chyrurgiſche Schule auf der Univerſität zu Pavia, einen, den Zeiten mehr angemeſſenen, Studienplan zu entwerfen. Ich ſuchte dieſen Auftrag dadurch von mir abzulehnen, indem ich vorſtellte: daß ich die Italiäniſche Verfaſſung noch nicht hinreichend kennte; daß es überhaupt Mühe koſte ſich bey Ausländern beliebt zu machen; daß aber ein Fremder, als Reformator, ſelten mehr, dann Tadel und Geläſſigkeit einzuerndten pflege: als wodurch dann meine Ruhe gekränkt, und folglich auch mein längerer Aufenthalt in Italien erſchweret werden dürfte. Dieſer Vorſtellungen ohngeachtet, erhielt ich den Befehl, jenen Studienplan zu verfertigen. Der Entwurf hievon ward von dem Höchſten Hofe beſtätiget, und von des Kaiſers Majeſtät ward mir befohlen,

demſelben alſogleich in Ausübung zu ſetzen. Bisher hatte ich alle meine Aufſätze, weil ich in dem Italiäniſchen noch nicht genug Uebung hatte, in Franzöſiſcher Sprache geſchrieben. Das Königl. Gubernium in Mayland befahl, daß dieſer Studienplan in das Italiäniſche überſetzt, und dann zum Druck abgegeben werden ſollte. Wegen dem letzteren, machte ich eine Vorſtellung, und bat, daß man mich, ehe ſolches geſchähe, meinen Plan vorher wenigſtens 4 Jahre hindurch ausführen laſſen, und mir Zeit gönnen möchte, die in demſelben allenfalls verborgenen Fehler zu entdecken. Mein Geſuch fand Beyfall, und ich ſah bald bey der Ausführung, daß ich manche Schwierigkeit überſehen hatte. Nach 4 Jahren, wurden mir meine Bemerkungen über den neu eingeführten Studienplan abgefordert. Ohne Verſchub wurden dieſe benützt; aber ich bat nichtsdeſtoweniger, mir, noch einen Verſuch von 4 Jahren zu gönnen, ehe das Ganze zum Druck beförderet würde. Da ich aber im Jahr 1795 nach Wien beorderet wurde; ſo iſt erwähnter Plan nie öffentlich erſchienen. Hier iſt nicht der Ort, dieſe Lücke auszufüllen, und ich führe nur Folgendes daraus an. Nach dieſer neuen

Ordnung der Dinge, ward die Anzahl der akademischen Vorlesungen, welche bisher jährlich nur aus 80 bestanden hatten, auf 160 angesetzt. Wenn das heiße Klima die viermonatlichen, in ganz Italien üblichen, Schulferien entschuldigen konnte; so schien es mir doch unverantwortlich, jeden Donnerstag in der Woche, — ferner zur Fastnachtszeit 8 bis 10 — um Weihnachten, an Ostern 14 — an Pfingsten 8, und in der Kreuzwoche nicht viel weniger Tage ferner zu verschleudern. Auch nach geschehener Aufhebung der allzuvielen Feyertage, blieben den Schülern, nebst den Sonntagen, noch immer genug Tage zum Ausruhen, oder zum Nachlesen, und zum Ordnen des Erlernten zurück. Es war billig, daß man den Professoren, für die vermehrte Arbeit, auch das Gehalt in etwas vermehrte. Ich selbst, da meine Besoldung die ihrige weit überstieg, that freywillig Verzicht auf die Erhöhung derselben; und so wurden 6000 Lire unter die übrigen Professoren vertheilt. Es hieng nicht von mir ab, diese Summe zu erhöhen. Es ward ein außerordentlicher Professor für die Anfangsgründe der allgemeinen Anatomie und Physiologie, so wie

für die komparative Zergliederungskunſt, und Phyſiologie, in der Perſon des geſchickten Doktors Prescioni, ernannt; und dieſem zugleich aufgetragen, ein eigenes Muſeum für dieſe beyden Wiſſenſchaften zu errichten. Der nämliche Profeſſor mußte auch die in Leichen vorgefundenen pathologiſchen Gegenſtände für ein eigenes Muſeum dieſer Art vorbereiten, und in beſtändig guter Ordnung erhalten. Der Profeſſor der Krankheitslehre, ſo wie jener der chyrurgiſchen Inſtituzionen, mußten ihre Schüler wöchentlich zwey Male in dem Spitale an das Krankenbett führen, um ihnen die menſchlichen Gebrechen ſelbſt in der Natur vorzuzeigen. Die Schüler der höheren Wundarzneykunſt, mußten die Vorleſungen für Aerzte, und dieſe, jene für Wundärzte, mit gleichem Fleiße beſuchen. Die Lehrzeit für Aerzte ward auf 5 — jene für Wundärzte auf 4 Jahre ausgedehnt. Für den beſſeren Unterricht über die Apothekerkunſt, ward eine eigene Normalapotheke beſtellt. Die praktiſchen Zöglinge mußten zwey Jahre hindurch das Klinikum beſuchen: in dem erſten derſelben, waren ſie blos Zuſchauer; in dem zweyten, verblieben

ſie ſich handelnd, übernahmen ſelbſt Kranke, ſchrieben derſelben Geſchichte, und beſorgten, unter meiner Aufſicht, alles was zur Heilung des Uebels gehörte. Ein fürtreflicher Scheidekünſtler (Maraſbelli) war bey jedem Beſuche der Kranken zugegen, und beſchäftigte ſich mit Unterſuchung kranker Säfte, und alles deſſen, was auf die animaliſche Chymie irgend einen Bezug haben konnte ꝛc. ꝛc.

Indeſſen hatte ſich die Anzahl der Schüler, beſonders der Fremden, welche meine Vorleſungen und Klinik beſuchten, ſo wie der Ruf der hieſigen Arzneyſchule, außerordentlich vermehrt: ſo daß ich mich gezwungen ſah, auf die Erweiterung der praktiſchen Schule zu dringen. Tiſſot hatte bereits für die Aufnahme kranker Frauenzimmer einen ſchönen Saal zu bauen veranlaßt. Jetzt geſchah ſolches auch für das männliche Geſchlecht, ſo daß ich jetzt füglich 22 Bette mit Kranken beyder Geſchlechte belegen konnte. Eine chyrurgiſche Klinik gieng bisher auf dieſer Hohenſchule ab. Zwar verrichtete mein Freund, der große Zergliederer und fürtrefliche Wundarzt, Profeſſor Antonio Scarpa, auf den chyrurgiſchen Abtheilungen des Spitals öfters die wichtigſten Operazio-

nen; und auch der in dieſem Krankenhauſe angeſtellte, ſehr erfahrne Wundarzt, Dr. Cera, machte, nebſt andern Operazionen, den Steinſchnitt oft, und ſehr glücklich. Allein öfters geſchah dieſes zu unbeſtimmten Stunden, und ohne daß die Schüler einen Vortheil davon ziehen konnten. Ich trug alſo darauf an, daß mehrere eigene Zimmer, und ein ſchönes Amphitheater für die chyrurgiſche Klinik gebaut, und daß dieſe, auf die nämliche Weiſe wie die mediziniſche, von ihrem würdigen Lehrer täglich beſuchet würde. Auch bewirkte ich die Aufrichtung eines dritten Saales für die Aufnahme chyrurgiſcher Krankheiten, um dieſe, beſſer als bisher, von den innerlichen Uebeln abſondern zu können. Auf meinen Vorſchlag ward die Aufſicht über dieſen Saal dem vielverſprechenden jungen Wundarzte, Dr. Volpi zu Pavia, ertheilet. Da die Ausgabe für Arzeneyen in dem Spitale zu Pavia, in Verhältniß zu ſeinen Kranken, bisher allzuhoch, und alljährlich gegen 36000 Lire zu ſteigen pflegte; ſo war meine erſte Sorge, daß den Verordnungen der Aerzte und Wundärzte dieſes Krankenhauſes eine beſſere Pharmakopoe unterlegt würde. Ich hielt demnach mit ſämmtlichen Aerzten und

Wundärzten deſſelben, und mit dem Chymiker Marabelli, wöchentlich eine Sitzung, in welcher wir dieſes Werk zu entwerfen befliſſen waren. Nach deſſen Verfertigung (bey welcher ich freylich, wegen Verſchiedenheit der Grundſätze, beſonders der älteren Wundärzte, Manches ſtehen laſſen mußte, was ich hinweggewünſcht hätte) ließ ich dieſe neue Pharmakopoe den täglichen Verordnungen zum Grund legen; und als die Aerzte und Wundärzte des Spitals, nach einem halben Jahre, vollkommen damit zufrieden waren; ſo ward dieſe Medikamentennorme beſtätiget, und ſpäterhin dem Druck übergeben unter der Aufſchrift:

Apparatus Medicaminum ad uſum Noſocomii Ticinenſis. Anno 1790. Ticini Reg. ex typographia Joſephi Bolzani. 8vo.

Der Erfolg dieſer Arbeit war: daß, ohnerachtet jetzt die Spitalärzte (was vorhin nicht der Fall war) den Biſam, und andere theuere Mittel, ohne höhere Erlaubniß verſchreiben mochten; die jährlichen Auslagen für die Arzeneyen jenes Krankenhauſes dennoch über die Hälfte herabſanken. Ich erhielt wegen dieſer, den Kranken erſprießlichen, Erſparung, von dem Gubernium zu Mayland ein

ſchmeichelhaftes Belobungsdekret. Da inzwiſchen ein gewöhnlicher Arzt des Krankenhauſes verſtorben war; ſo ſchlug ich den berühmten Profeſſor Rezia zu dieſer Stelle vor; ſo wie ich, nach dem Abſterben des Profeſſors der Pathologie zu Pavia, Dr. von Ramponi, zur Beſetzung der erledigten Kanzel, den fürtreflichen Spitalarzt, Dr. Raggi, empfahl. Zur Prüfung, und augenblicklicher Beſorgung der in das Spital aufzunehmenden Kranken, ward ein eigener junger Arzt, Dr. De'ſelici, einer meiner geſchickteſten Schüler, beſtellt. Auf dieſe Weiſe ward das Krankenhaus zu Pavia unbemerkt zu einem akademiſchen Spitale umgeſchaffen; und nun trug ich darauf an: daß die Schüler, nebſt meiner Klinik, nach und nach auch alle Krankenſäle, unter jenen erfahrnen Männern beſuchen mußten.

Als ſpäterhin Dr. Locatelli, ein ſehr geſchickter Schüler meiner beyden fürtreflichen Freunde und Vorfahrer auf der praktiſchen Kanzel zu Pavia, Burſieri und Tiſſot, aus England und Schottland, wohin er, zu ſeiner Vervollkommnung, eine Reiſe angeſtellt hatte, wieder zurückgekommen war; ſo beförderte ich den Antrag: daß auch in

dem groſsen Spitale zu Mayland, ein öffentliches Klinikum errichtet, und Dr. Locatelli die Aufſicht darüber ertheilet wurde. So konnten nämlich meine, ſowohl einheimiſche, als fremde Schüler, welche, während unſern langwierigen Ferien, nicht nach Hauſe, und von da, im künftigen Schuljahre, wieder zurück nach Pavia gehen wollten ſich gegen vier Monate in Sammlung mehrerer Beobachtungen nützlich verwenden, ſo wie ſie während dieſer Zeit die chyrurgiſchen Operazionen des fürtreflichen Paletta, und die vielen pathologiſchen Leichenöfnungen des unermüdeten und berühmten Monteggia, benützen konnten.

Unterm 7. Februar 1786 ward ich zum Protophyſikus und General-Direktor des Medizinalweſens in der öſterreichiſchen Lombardey und dem Herzogthum Mantova ernannt. In dieſer Eigenſchaft, fieng ich unterm 21. September 1786, in Geſellſchaft des ehemaligen chymiſchen Demonſtrators von Mayland, Paolo Sangiorgio, und des damaligen Secretairs (cancelliere) bey dem medizinischen Direktorium, Dr. Bruſa, die erſte allgemeine Unterſuchung der Apotheken und Phyſikate des ganzen Landes, mit den Provinzen

Mayland, Vareſe, Como, Lodi, und Pavia, an, und beſchloß dieſelbe unterm 22ten Oktober d. J., um ſolche in folgendem Jahre fortzuſetzen. Ich war über die Schönheiten dieſer fürtreflichen Gegenden entzückt; doch war ich es weniger mit dem Zuſtande der mehrſten Apotheken auf dem Lande. Die Aerzte und Wundärzte jener Provinzen, worunter ich mehrere fürtrefliche Männer, vorzüglich Schüler von Burſieri, antraf, wünſchten faſt ohne Ausnahme, daß endlich eine beſſere Ordnung in dem Arzeneyweſen dieſes Landes eingeführet werden möchte; und giengen mir mit ihren Bemerkungen über die vorwaltenden Mängel aufrichtiger, als ich es in der Eigenſchaft eines Ausländers erwarten mochte, an Handen.

Nach meiner Zurückkunft in Pavia erhielt ich den Auftrag, zur künftigen Einrichtung, ſowohl des mediziniſchen (bisher in Mayland befindlichen, jetzt aber in Pavia, als dem Mittelpunkt der Studien, aufzuſtellenden) Directoriums, als auch der inländiſchen Apotheken, einen Plan zu entwerfen. Dieſem mußten jedoch die bisher beſtehenden Verordnungen zum Grund geleget werden: ſo daß in dem

35. Piano di Regolamento del Direttorio medico - chirurgico di Pavia. Milano 1788. 4. und in dem

36. Piano di Regolamento per la farmacia della Lombardia auſtriaca. Milano 1788. 4.

Manches vorkömmt, was von mir ſelbſten nicht vorgeſchlagen, ſondern ſchon lange vor mir eingeführt, und daher in dem neuen Plane beyzubehalten befohlen worden war.

Den 26ten Februar 1786 ward meine Tochter Carolina gebohren.

Im Spätjahre 1787 ſetzte ich die im vorigen Jahre unterbrochene Unterſuchung der Phyſikate und Apotheken fort. Anſtatt des Mayländiſchen Chymikers, Sangiorgio, ward ich jetzt von dem fürtreflichen Scopoli, Profeſſor der Scheidekunſt und Botanik zu Pavia, und von dem Sekretär des medizinischen Directoriums daſelbſt, Doktor Ripari, begleitet. Ich hatte noch einen Theil der Provinz Lodi, die ganze Provinz Cremona, jene von Caſalmaggiore, und endlich das Herzogthum Mantova zu durchreiſen. In den beyden erſten Provinzen fand ich mehrere Apotheker, die des Unterrichtes von Scopoli genoſſen hatten. Die Apothe-

ken von dieſen waren größtentheils beſſer verſehen. Indem ich mir vorbehielt auf meiner Zurückreiſe in Mantova mich aufzuhalten; ſetzten wir unſere Unterſuchungen bis nach Sermide, nahe an den Gränzen des päpſtlichen Staates, fort. Von da begab ich mich auf eine kurze Zeit nach Ferrara, beſah das dortige Spital, nebſt einigen andern Anſtalten, und machte mit dem dortigen Profeſſor der Klinik, Dr. Zechini, Bekanntſchaft. Kaum hatte ich bey meiner Zurückkunft nach Mantova die Apotheken daſelbſt unterſucht; als ich den Befehl erhielt, alſogleich nach Mayland zurückzukehren. Zwiſchen dem Direktor des dortigen großen Krankenhauſes, dem gelehrten Pietro Moscati, und den Spitalärzten, waren Zwiſtigkeiten entſtanden, die des Kaiſers Majeſtät bewogen, die Sache näher unterſuchen zu laſſen. Der Aufwand für die Arzeneyen jenes Krankenhauſes war, ſeitdem man deſſen, vorher auf eigene Regie geführte, Apotheke einem Stadtapotheker auf eine 9jährige Pachtung übergeben hatte, auf eine ſo ungeheure Summe geſtiegen: daß der Untergang des ſonſt ſo reichen Spitals, am Ende der Pachtzeit, ohnerachtet die Spitalärzte ſelbſten die neue Pharmakopoe des Krankenhauſes entworfen

hatten; und dieſe von dem Gubernium beſtätiget worden war, leicht vorgeſehen werden konnte. Ich hatte über ſechs Wochen mit dieſer wichtigen Unterſuchung zu thun: nach welcher die eigene Verwaltung der Spitalapotheke wieder anbefohlen, dem Pachter aber, damit er auf ſeinen, freylich nicht nach der beſten Ordnung geſchloſſenen, Kontrakt mit dem Spitale, und auf ſeinen unglaublichen Gewinn Verzicht leiſtete, eine Summe von 3000 Dukaten angewieſen wurde.

In dieſem Jahre beförderte ich, zu bequemerem Gebrauche meiner Zuhörer, einen Abdruck von

Guilielmi Cullen Synopſis Noſologiæ methodicæ. Edit. quart. Ticini Reg. 1787. 8.

und begleitete denſelben mit einer eigenen Vorrede. Da mir noch einige Zeit, bis zum Anfange der öffentlichen Vorleſungen zu Pavia, übrig blieb; ſo verfügte ich mich mit meinem älteren Sohne nach Turin, beſah die dortigen Anſtalten, und machte die Bekanntſchaft der Profeſſoren dieſer Hohenſchule, vorzüglich des berühmten Allioni, des wahrhaft gelehrten Profeſſors der Klinik, Lanieri, des geſchickten Profeſſors der Chymie, Bonvicini, ſo wie des königl. Leibarztes v. Somis. Da ich

dem Miniſter der auswärtigen Geſchäfte, Grafen von Peronne, anempfohlen worden war; ſo rieth mir derſelbe, des Königs Majeſtät mich um ſo mehr, als Höchſtdenſelben meine Anweſenheit in der Hauptſtadt nicht verborgen ſeye, vorſtellen zu laſſen, und übernahm es, mir hiezu Gelegenheit zu verſchaffen. Schon des andern Tages ward ich dieſer Ehre, in Caglieri, einem nahen Luſtſchloſſe, theilhaft. Der König geruhte mir für die Sorge zu danken, welche ich in dem Spitale zu Pavia für diejenigen ſeiner Unterthanen, welche das Recht haben in dieſem Krankenhauſe aufgenommen zu werden, äußerte. Die Gnade dieſes Fürſten munterte mich auf, Sr. M. zu eröffnen: daß unter Ihren Unterthanen weit mehrere, dann unter den Oeſterreichiſchen, ihren Nachbaren, durch Dolchſtiche tödtlich verwundet in jenes Krankenhaus überbracht würden. Der König ſagte mir gerührt: daß ihm dieſer Greuel nur allzuwohl bekannt ſeye, und daß bloß in dem Piemonteſiſchen jährlich gegen 600 ſolcher Opfer des abſcheulichſten Meuchelmordes fielen. — Scharfe Geſetze, ſagte ich, würden dem Uebel wohl abzuhelfen im Stand ſeyn! . . . ſie irren ſich, erwiederte der König, ſie haben bisher nur wenig gefruchtet: der

Gäbezern des Volkes und das Beyſpiel vieler von jenen, die es die Sanftmuth lehren ſollten, vereitelt alle meine Verfügungen. — Einer der Vorſteher der Univerſität zu Turin, damals ein ſehr alter Miniſter, bezeugte mir, wie ich von einigen Profeſſoren daſelbſt durch ſtille Klagen vernommen hatte, gegen die Chymie darum eine ſehr große Abneigung, weil er ſolche mit der Alchymie verwechſelte, ohnerachtet mehrere fürtreffliche Chymiker dieſer Hauptſtadt, namentlich der, von mir ebenfalls beſuchte, Graf v. Morozzi, dieſer ſo nützlichen Wiſſenſchaft viel Ehre machten. Der Miniſter hatte ſeinen Profeſſoren anempfohlen, mir alles Sehenswürdige auf dieſer Hohenſchule vorzuzeigen. Nach einigen Tagen wurden wir zuſammen bey ihm zur Tafel eingeladen. Er frug mich laut: ob die gegenwärtigen Herren ſich mit mir nach ſeiner Weiſung benommen hätten? . . . ich beantwortete dieſe Frage, zur Beſtürzung der würdigen Männer, mit Nein! — Wie ſo? ſagte der Miniſter . . . . dieſe Herren, erwiederte ich, haben mir nichts von ihren, für den öffentlichen Unterricht heut zu Tage in jedem Lande ſo unentbehrlichen, Anſtalten für die Chymie, ſehen zu laſſen für gut befunden. . . Der Miniſter

merkte, wo ich hinzielte, und ſagte ganz gelaſſen: „freylich iſt dieſes nicht unſere glänzendeſte Seite!“ — Des andern Tages ward ich zu einer mediziniſchen Doktorspromozion eingeladen. Der Kandidat mochte, vielleicht durch die Anweſenheit eines fremden Lehrers, das Gleichgewicht verlohren haben, und ward zu meinem Leidweſen zurückgeſchickt.

Auch für den praktiſchen Unterricht junger Geburtshelfer und der Landhebammen in einem wohleingerichteten Entbindungshauſe, hatte ich in dem Gubernium zu Mayland einen Plan überreicht, und ſolcher war bereits von dem höchſten Hofe beſtätiget worden. Allein verſchiedene Umſtände haben die Ausführung dieſes, auch nie im Druck erſchienenen, Entwurfes verhindert. Da ich die Nothwendigkeit einer Verbeſſerung des Hebammenweſens in der Lombardey ſehr dringend fühlte, und die vorwaltenden Hinderniſſe nicht zu überwinden vermochte; ſo bediente ich mich endlich eines durch eine ſehr ſchauderhafte Geſchichte mir dargebotenen Mittels. Eine unerfahrne Hebamme hatte ſich nämlich auf dem Lande, bey Entbindung eines Weibes, eines hölzernen Hackens bedient, und hiemit ſowohl Mutter, als Kind ermordet.

Dieſes Werkzeug des Todes ward mir zugeſandt, und ich erkannte es für den Stiel eines Kochlöffels. Eben dieſen, noch blutigen Kochlöffel, ſchickte ich nach Mayland mit der freymüthigen Anmerkung: daß ich, nach ſo vielen, wegen nothwendiger Verbeſſerung des Hebammenweſens auf dem Lande, von mir gemachten Vorſtellungen, wegen ſo ſchreckbaren Auftritten mir ſelbſten keinen Vorwurf zu machen hätte.

Als auch die Republik Genova, zu Ende des Jahrs 1788, in dem prächtigen Krankenhauſe der Hauptſtadt ein Klinikum zu errichten entſchloſſen, und ihr, zu ſolchem Ende, von dem Doctor Olivari ein Plan vorgelegt worden war; ſo ward dieſer Entwurf von den Herren Protettori an mich geſandt, um hierüber mein Gutachten mitzutheilen. Ich entwarf daher einen eigenen Plan nach dem Beyſpiele desjenigen, welchen ich für die praktiſche Arzeneyſchule zu Pavia bisher befolgt hatte. Dieſen Aufſatz übergab ich ſpäterhin, bey Gelegenheit einer 1790 nach Wien vorgenommenen Reiſe, der Preſſe:

37. Plan d'école clinique, ou méthode d'enſeigner la Pratique de la Médecine dans un hô-

pital académique, par *Jean Pierre Frank*, Docteur en Médecine, Conseiller de Sa Majesté R. et A. au Gouvernement de Milan, Directeur de la faculté de Médecine, Professeur en Médecine Pratique dans l'Université Royale de Pavie. Vienne 1790, chez Chrétien Fréderic Wappler. 8.

Diese Schrift ward bald hierauf von einem meiner ehemaligen Zuhörer, Herrn Doctor Carano in Wien, in die italiänische Sprache übersetzt, und zu Cremona gedruckt:

Piano di scuola clinica ossia metodo, d' insegnare la pratica della medicina in un Ospedale academico, del Sig. *Gio. Pietro Frank* etc. In Cremona 1790. 8.

Eben so hat mein ehemaliger Zuhörer, Professor Titius von Wittemberg, sowohl diese Schrift, als zwey andere, unter folgender Aufschrift ins Deutsche übersetzt:

D. Johann Peter Frank's, k. k. wirklichen Gubernialraths zu Mayland, und Professors der praktischen Medizin zu Pavia, u. s. w. drey zum Medizinalwesen gehörige Abhandlungen: 1. Entwurf zur Einrichtung einer klinischen Schule; 2. Entwurf

zur Einrichtung eines medizinisch = chyrurgischen Collegiums zu Pavia; 3. Apothekerordnung für die Oesterreichische Lombardie. Aus dem Italiänischen. Leipzig bey Joh. Gottl. Feind 1790. 8.

Den 13. April 1788 ward ich zu dem Grafen Fenaroli nach Brescia berufen. Hier lernte ich den geschickten Arzt und Verfasser des Werkes de apoplexia nervosa, Dr. Francesco Giuliani, kennen. Besonders erfreulich war mir die persönliche Bekanntschaft, die ich mit dem Governatore dello spedale degli uomini, Grafen Carlo Ruggieri, daselbst machte. Dieser fürtrefliche Mann nimmt sich seines Krankenhauses auf das thätigste an, und behandelt die daselbst befindlichen Kranken wie ein zärtlicher Vater seine Kinder. Es befanden sich damals 18 fromme Stiftungen (luoghi pii) in Brescia. Das Spital für Männer hatte nur 200 bis 240 Betten; allein mit den aufgenommenen Findlingen besteht es dennoch aus ohngefähr 800 Personen. Alle Religionen werden da aufgenommen; alle Arme aus der Stadt erhalten die benöthigten Arzeneymittel ohnentgeltlich. Das Spital für Weiber hatte damals 110 Bette. Neben diesem Krankenhause wohnen die elternlosen Mädchen (or-

ſanelle). Es giebt noch zwey Häuſer dahier, welche für die, zu einem ſittlicheren Lebenswandel bekehrten Frauenzimmer (per le donne convertite) geſtiftet ſind. Viele kommen bloß des Winters, um da ihre Nahrung zu finden, hieher; im Frühjahre fängt die alte Lebensart wieder an. Sie werden zum zweyten, aber nicht zum dritten Male wieder aufgenommen. Die Knaben des Waiſenhauſes haben beynahe alle ein gutes Ausſehen. Die Findlinge werden, bis ſolche ſieben Jahre erreicht haben, von Weibern erzogen. Dann kommen ſie in das Knabenhaus. Die Mädchen erhalten eine Ausſteuer von ohngefähr 40 Scudi. Beyde Geſchlechter lernen ſpinnen, nähen, weben, oder ſonſt ein Handwerk. Auch in dem Männerſpital wird alles, was daſſelbe brauchen mag, von den Aufgenommenen bearbeitet. Die Ospanelle lernen übrigens auch ſingen, und werden, wie zu Venedig, in der Tonkunſt unterrichtet. Auch für Menſchen, die nicht zu arbeiten vermögen (imbecilli) iſt eine Stiftung vorhanden. Möge doch das Kriegsfeuer ſeither nicht alle dieſe Denkmale der Menſchenliebe zerſtöret haben!

Unterm 15ten May 1788 ward mir auch die Oberaufſicht über ſämmtliche (43) in der Oeſterrei-

chischen Lombardie und dem Herzogthum Mantova befindliche Krankenhäuser anvertraut, und der Karakter eines wirklichen Gubernialrathes zu Mayland beygelegt. Anstatt der für die Direktion des Spitals zu Pavia bisher jährlich angewiesenen 100 Dukaten, erhielt ich eine Zulage von jährlich 3000 Lire. Um mich meinem Lehramte nicht zu entziehen, war mir freygestellt, nur so oft nach Mayland zu kommen, und dem Rathe beyzuwohnen, als ich solches für nöthig erachten würde. Um diese Zeit ließ ich in Deutschland drucken:

Johann Peter Frank's, M. D. K. K. wirklichen Gubernialraths zu Mayland, Direktors der medizinischen Fakultät und sämmtlicher Spitäler der Oesterreichischen Lombardey, Professors der praktischen Arzeneyschule zu Pavia, u. s. w. System einer vollständigen medizinischen Polizey. IV. Band. Mannheim bey Schwan und Götz. 1788. 8vo.

Von den vier Bänden dieses Werkes beförderte Doktor v. Wasserberg in Wien, ohne mich deßhalb zu fragen, eine neue Auflage mit eigenen Zusätzen, welche von der v. Trattnerschen Buchhandlung veranstaltet ward.

Auch wurde von Doktor Bake von eben dieſem Werke eine Holländiſche Ueberſetzung geliefert, nämlich:

Johann Peter Frank, M. D. Geheimraad en Lyfarts des Biſchops van Spiers, hooglearaar in de Geneeskunde te Pavia &c. &c. Geneeskundige Staatsregeling. Naar den Derten Druk uit het hoogduitsch vertaald, en met Aanmerkingen vermeerderd, Door H. A. *Bake*, Medicinae Doctor. The Leyden. By Frans de Does 1787. — 1793. 8vo.

Mit Ende Junius 1788 unternahm ich mit meinem Sohne Joſeph, in Geſellſchaft des berühmten Phyſikers Don Aleſſandro Volta, und des durch verſchiedene Werke bekannten Profeſſors, Abbate Bertola, von Pavia, eine Reiſe über Cremona, Mantova, Verona, Vizenza, Padova, nach Venedig. Die Geſchichte dieſer und anderer, von mir in wiſſenſchaftlicher Hinſicht vorgenommenen, und ſorgfältig beſchriebenen Reiſen, hätte vielleicht damals die Aufmerkſamkeit des Publikums verdient; allein nach 14 Jahren, beſonders nach ſolchen, wie wir ſie durchleben mußten, haben ſich alle Gegenſtände ſo unendlich verändert, daß die

Erwähnung derſelben ſowohl zu ſpät, als für dieſe Schrift zu weitläuftig ſcheinen müßte. Ueberall wendete ich mein Hauptaugenmerk auf öffentliche Anſtalten für die Menſchheit, und für die Arzeneywiſſenſchaft, ſo wie auf die berühmteſten Männer jeder Gegend, von deren Umgang ich mir Nutzen verſprechen konnte.

Kaum war ich von Venedig nach Mayland zurückgekommen, als ich die Folgen dieſer bey der ungewöhnlichſten Hitze vorgenommenen Reiſe empfinden mußte. Ich verfiel nämlich in eine Krankheit, vor welcher mich meine Herkunft für beſtändig hätte ſichern ſollen. Anfänglich beſtand jene in einer ſo heftigen Entzündung des rechten Auges: daß ich ſolches, nach der Ahndung meines Freundes, des erſten Spitalwundarztes Dr. Paletta in Mayland, verlieren konnte. Bald aber veränderte ſich das Uebel in ein heftiges Podagra, woran ich bisher jährlich ein bis zwey Male viel zu leiden hatte.

Den 2. April 1789 unternahm ich, zur Zeit der gewöhnlichen Oſterferien, mit meinem Sohne, Joſeph, eine Reiſe über Genova, und von da, zur See, nach Nizza in der Provence, um

daſelbſt einer unter meiner Obſorge ſtehenden kranken Dame einen Beſuch abzuſtatten. Ich hielt mich 8 Tage zu Nizza auf, beſah alles Merkwürdige in dieſer Stadt und ihren prachtvollen Gegenden, und würde gerne, um den zu le Martigues noch herrſchenden wahren Ausſatz ſelbſt zu beobachten, tiefer in die Provence eingedrungen ſeyn, wenn nicht das nahe Ende der Schulferien meine Rückkehr beſchleuniget hätte.

Im July 1789 beſuchte ich den Marcheſe Botta von Pavia auf einem ſeiner Landgüter in dem Genueſiſchen Gebürge. Während dem die Hitze in der Lombardey ſehr heftig war, genoß ich hier (zu Borgo Aborno) der angenehmſten Kühle. Ich beſtieg in den erſten Tagen eine hohe Alpe unter den Appenninen, den ſogenannten Giraldo. Von hier aus überſah ich einen groſſen Theil der Lombardey, des Montſerato, der Savoyeſiſchen Alpen, und, gegen Mittag, des Liguriſchen Meeres. Ich machte eine kleine Sammlung von Alpenpflanzen. Die Bewohner dieſer Gegenden ſpeiſen die Stiele, und die kurzen Stengel der Carolina acaulis roh, mit Oel und mit Limonenſaft, ſo wie die Artiſchoken geſpeiſet werden. Ich fand

gleich eine kleine Praxis in dieſen, an Aerzten armen, Gegenden, und ſah unter dem Landvolke manche zum Theil wichtige, Uebel, für die ich meinen Rath ertheilte. Die mehrſten derſelben holet es ſich in der Lombardey, wohin es, des Verdienſtes wegen, ſtrömt, die ſchwerſten Arbeiten verrichtet, und dann lungenſüchtig, oder mit Waſſerſuchten zurückkömmt.

Nach 10 Tagen kam ich von dieſer Landreiſe zurück, und fieng bald darauf an, ſämmtliche Spitäler zu beſuchen. Nachdem ich das zu Caſalmaggiore unterſucht hatte; fuhr ich mit dem Intendanten dieſer Provinz, in gleicher Abſicht, nach Pomponesco. Dieſer anſehnliche Marktflecken beſaß ſeit mehrern Jahrhunderten zwey kleine römiſche Statuen, die, auf ſeinen Ringmauern jeder Witterung ausgeſetzt blieben. Die Akademie zu Mantova wünſchte, dieſe, ziemlich ſchönen, Statuen zu beſitzen, und beſſer zu verwahren. Das Gouvernement zu Mayland bewilligte ihr den Beſitz derſelben; als aber die Abgeordneten die Statuen abholen wollten, verſammelte ſich das Volk unter Leitung des dortigen Wundarztes, Johann Joſeph Ceſſa, und verjagte die erſtern.

Wegen dieſer Art von Aufruhr, wollte der Intendent jenen Wundarzt ernſthaft beſtrafen. Kaum war ich in Pomponesco eingetroffen, als Ceſſa, ein junger Mann von ausdrucksvoller Geſichtsbildung, ſich bey mir einſtellte. Ohne von jenem Auftritte mit ihm zu ſprechen, frug ich ihn: ob er Vieles zu arbeiten habe, und wichtige Fälle behandle? . . . Er ſagte mir: dermalen eben nicht; aber vor nicht ganz 6 Wochen, habe ich an einer Schwangeren, Ehefrau des Bürgers Giuſeppe Borella von Pomponesco, Angiolini, Iſabella, von 28 Jahren, einer Erſtgebährenden, den Kaiſerſchnitt verrichtet. — Sie? frug ich, als Chirurgo minore? . . . was berechtigte ſie hiezu? . . . Die Abweſenheit des erſten Wundarztes, antwortete er. Aber war das Weib auch wirklich ſchon tod? . . . Das eben nicht! — Und ſie konnten ſich unterſtehen! . . . Freylich wohl, erwiederte er, und bat mich, das Weib zu beſuchen, indem er mir unterwegs erzählte, wie dieſes, wegen allzukleinem Durchmeſſer des Beckens, auch nach dem Geſtändniß der ſehr geſchickten Hebamme des Orts, nicht gebähren konnte. Er habe ſich, ſagte er, von der Wahrheit dieſes U-

ſtandes überzeugt, und ſodann die Operation vorgenommen. Das Kind habe noch gelebt; ſeye aber bald hierauf verſtorben; die Mutter hingegen ſeye ſchon die vorige Woche wieder geſund zur Kirche gegangen. Ich bat den Intendenten, mich zu begleiten, und wir begaben uns auf der Stelle zu jener. Sie war ein junges, munteres Weib, zeigte uns, ohne Widerrede, die große Narbe an ihrer Bauchſeite, und ſagte: dieſem braven Manne da, indem ſie auf Teſſa deutete, habe ich mein Leben zu verdanken! — Ich nahm jetzt die Hand des Intendenten, bat ihn, auf den von jenem begangenen Fehltritt zu vergeſſen, und erhielt für ihn Vergebung. Ich glaubte, daß es mit dieſem nicht genug ſeye, machte dem Wundarzte, von Seiten des mediziniſchen Direktoriums, ein mäßiges Geſchenk, und empfahl ihn dem Gubernium zur Gnade und Beförderung. Bald darauf ward dieſem jungen Manne, wenn er ſich zur Erlernung der höheren Wundarzneykunſt, nach Pavia begeben wollte, Unterſtützung zugeſagt; da er aber ſeine Familie und Praxis nicht verlaſſen konnte; ſo mußte er auf dieſes Anerbieten Verzicht thun.

In Hinſicht auf die erſten fünf in Italien

verlebten Jahre, konnte ich mit dem Erfolge meiner Verwendungen in dieſem Lande zufrieden ſeyn. Schon Burſieri und Tiſſot hatten mir hier den Weg gebahnet; allein bey meiner Ankunft zu Pavia, fand ich bey vielen meiner hieländiſchen Schüler, bey aller ſonſt fürtreflichen Anlage, nicht das feurige Beſtreben nach Wiſſenſchaft, nicht den anhaltenden Fleiß, welchen ich in Göttingen bey den mehrſten zu bemerken Gelegenheit hatte. Ich hielt meine Vorleſungen über die ſpezielle Therapie, in lateiniſcher Sprache, auf das pünktlichſte, frühe von 8 bis 9 Uhr. Oft fand ich kaum die Hälfte meiner Schüler verſammelt: die mehrſten kamen um eine Viertel- eine halbe, und einige ſogar um drey Viertel-Stunden zu ſpät. Hierüber erklärte ich mich alſogleich ernſthaft, und bat meine ſchläfrige Zuhörer, lieber gar nicht, dann zu ſpät, zu erſcheinen, und auch, zum Nachtheil der fleißigen, in meinem Vortrage zu unterbrechen. Da ich dieſe Aeußerung öfters, und mit Nachdruck wiederholte; ſo fruchtete dieſelbe ſo ſehr: daß, indem die mehrſten meiner Schüler die Gewohnheit hatten, ihr Frühſtück in einem gemeinſchaftlichen Kaffehauſe den Vorleſungen vorauszuſchicken; ſie dieſes oft, wenn

ſie meinen Wagen auch nur von weitem vernahmen, zur Hälfte zurückliefen. Bald bemerkte ich, daß meine Zöglinge von den Arbeiten und Fortſchritten der Aerzte fremder Länder ſehr wenig vernommen, und die Litteratur ihrer Wiſſenſchaft ſehr vernachläßigt hatten. Um ſo mehr ließ ich mir auch dieſen Gegenſtand am Herzen liegen. Von 9 bis 10, — öfters bis 11 Uhr des Morgens, und von 4 bis 6 — oft bis 7 Uhr des Abends, beſuchte ich das Klinikum. Da ich nun bey denjenigen, welche unter meiner Aufſicht Kranke zu behandeln übernahmen, die genaueſte Geſchichte der Krankheit, und die Fortſetzung des Tagebuches verlangte; ſo zogen ſich bald viele meiner Schüler, beſonders zur Faſtnachtszeit, zurück. Da ich inzwiſchen am Krankenbette vieles zu ihrem Vortheile zu ſagen gewohnt war; ſo unterbrach ich dieſen Gebrauch auf einmal, ſchrieb die Krankengeſchichten ſelbſt alle, und zeigte, daß ich ſelbſt den Werth meiner Lehren zu viel, als daß ich ſolche verſchwenden ſollte, zu ſchätzen wußte. Da ich mehrere Tage hindurch meine Kranken ſtillſchweigend behandelte; ſo verſammelten ſich meine Schüler, und fanden für gut, zwey aus ihrem Mittel, im Namen von allen, an mich abzuſenden, und

mir allen ihren Fleiß, und ihre Aufmerkſamkeit zu verſprechen. Ich nahm ſie, wie ein zärtlicher Vater ſeine verirrten Kinder, auf, und verdoppelte, nach dieſem, mein Beſtreben, ſie zu dem, was ſie jetzt ernſthaft wünſchten, zu bilden.

Bisher war die Univerſitätsbibliothek zu Pavia nur auf Werketäge, und nur zu gewiſſen Stunden geöffnet, und wenige meiner Schüler beſuchten dieſelbe. Ich brachte es dahin, daß auch dieſem Fehler abgeholfen wurde, und meine Abſicht ward durch den Eifer des fürtreflichen Vorſtehers dieſer ſchätzbaren, und mit vielen von dem Kaiſer erkauften Hallerſchen Büchern ſehr bereicherten Sammlung, des Abtes Genevrini, ſo befördert: daß jetzt keine der ſchulfreyen Stunden ohne den häufigſten Zulauf junger Aerzte an dieſe Quelle der Kenntniſſe, verſchwand. Nun ſah ich ſelbſt, was die vielen großen Männer dieſes Landes ſchon lange bewieſen hatten, daß der Italiäner, was man auch bisher im Auslande ſagen mochte, ſo gut, als jeder Andere, des anhaltenden Fleißes empfänglich, und, wenn er in ſeiner Jugend recht geleitet wird, bey ſeinen fürtreflichen Anlagen, alle Schwierigkeiten ruhmvoll zu beſiegen im Stand ſeye.

Bey meinen Vorlesungen bediente ich mich meiner, jetzt in Ordnung gebrachten, Hefte. Doch mündigten meine Schüler einen Auszug derselben. Diesen bearbeitete ich jetzt so: daß er mehr zu ihrem, als zu fremdem Gebrauche dienen konnte. Die unglaubliche Menge meiner übrigen Arbeiten zwang mich oft kurz zu seyn; und dadurch verlohr mein Werk an Deutlichkeit. Viele meiner Zöglinge konnten sich, aus Abgang der Mittel, keine andere Bücher anschaffen. Daher sah ich mich gedrungen, oft ganze Krankengeschichten, welche nicht in einen Auszug gehören, in solchem anzuführen. Ich nannte keinen Schriftsteller mit seinem Nahmen; zitirte keine ihrer, obschon benutzten Stellen, weil ich diese Lücken bey Erklärung meines Textes auszufüllen pflegte. So war also das Werk, wovon ich bisher 5 Bücher geliefert habe, nach und nach entstanden, nämlich:

39. De curandis hominum morbis Epitome, Prælectionibus academicis dicata, Auctore *Joanne Petro Frank*, etc. Ticini Reg. et Mannheimii 1792 apud Balthasarum Comini 8. Liber I. de febribus.

40. ——— Liber II. de inflammationibus. Ibid. 1792.

41. ——— Liber III. de exanthematibus. Ibid. 1792.

42. ——— Liber IV. de impetiginibus. Ibid. 1793.

43. ——— Liber V. Pars I. de Profluviis. Ibid. 1794.

Auch von dieſem Werke hat man ſich in Venedig einen Nachdruck geſtattet, worin zum Glück mehrere, doch nicht alle, Druckfehler der Paveſiſchen Auflage, verbeſſert worden ſind. Dr. Mohrbeck, einer meiner Schüler, welchen ich gegen zwey Jahre in mein Haus genommen hatte, überſetzte den erſten Band davon, zwar, wie er ſagte, unter meinen Augen, aber weil ich, wegen Geſchäften, ihm wenig anhanden gehen konnte, nicht mit vielem Glücke, ins Deutſche:

Johann Peter Frank ꝛc. über die Behandlung der Krankheiten des Menſchen. I. Theil. Mannheim bey Schwann und Goetz. 1794. 8.

Späterhin folgten von ihm die übrigen zwey Theile. Ich weiß nicht, wer nach dem Tod dieſes Ueberſetzers jene Arbeit übernommen habe.

Während den verfloſſenen Jahren, bin ich drey Male an den Hof von Parma, öfters aber nach

Piacenza, zu Kranken berufen worden, und habe ſo die Gelegenheit gefunden, die dortigen Spitäler und Geſundheitsanſtalten genau zu durchſehen.

Endlich ward im Jahr 1790 die Hohеſchule von Pavia durch den Tod des ihr ſo wohlwollenden Kaiſers, Joſeph des II., in die tiefeſte Trauer verſetzt. Ich empfand dieſen Verluſt, wie ich ihn aus Dankbarkeit für ſeinen, der leidenden Menſchheit, den Wiſſenſchaften, und mir, in ſo voller Maße gegönnten Schuz empfinden muſte. Im Monat Julius d. J. begab ich mich, mit meinem älteſten Sohne, über Insbruck und Salzburg nach Wien. Zu Salzburg hatte ich die Ehre, dem Fürſt-Erzbiſchofe durch meinen verdienſtvollen Freund, Hofrath Hartenkeil, vorgeſtellet zu werden. Ich war kaum 14 Tage in Wien, als ich, unterm 28. Auguſt, von dem neuen Regenten den Befehl erhielt: das ganze Syſtem, welches in dem allgemeinen Krankenhauſe dieſer Hauptſtadt befolget ward, zu prüfen, und über die Veränderungen, die ich für nothwendig und zuträglich halten würde, Sr. königl. Majeſtät meine gutächtliche Meinung unterthänigſt abzuſtatten. Ich beſuchte drey Wochen hindurch dieſes weitſchichtige Krankenhaus,

erſtattete ſodann den von mir geforderten Bericht, und kehrte ruhig nach Italien zurück. Inzwiſchen wurden Pfeile des Neides gegen mich geſpitzt; doch ſobald noch ſollten dieſe nicht auf mich abgeſchoſſen werden.

Den 4. Februar 1791 ward ich von der Helvetiſchen Geſellſchaft der Aerzte und Wundärzte zum Mitgliede erwählet.

Es währte nicht lange, ſo kam des neuerwählten Kaiſers, Leopold des II. Majeſtät in Ihre Italiäniſche Staaten. Bey meiner Vorſtellung frug mich der Regent, wie es um ſämmtliche Spitäler in hieſiger Gegend ſtünde? Ich antwortete: ich ſey hievon nicht mehr hinlänglich unterrichtet; der Mayländiſche Adel habe, wie vormals, die Leitung aller Krankenhäuſer, und zwar auf höchſten Befehl, übernommen; ich aber ſey alles gehabten Einfluſſes auf dieſe Anſtalten gnädigſt enthoben worden. — So war es nicht gemeinet, ſagte der Monarch. Die mediziniſche Aufſicht iſt ihnen geblieben, und ſie haben dieſelbe, wie unter der vorigen Regierung, fortzuſetzen! Des anderen Tages beſuchte der Kaiſer die Hohe ſchule, ward da von allen Profeſſoren auf das feyerlichſte empfangen, und befah die für den

öffentlichen Unterricht beſtimmten Gegenſtände. Als der Rektor ſagte, daß nichts mehr vorzuzeigen übrig bliebe; frug Se. M. warum von dem durch mich aufgeſtellten pathologiſchen Kabinette keine Meldung geſchähe? — Ich ſelbſt geſtand, daß dieſes Muſeum, wegen ſeiner Neuheit, der höchſten Aufmerkſamkeit noch nicht ganz würdig ſeye. Dennoch ſollte es geöffnet werden, und der Kaiſer ſchenkte dieſer Sammlung eine gute halbe Stunde: Wie lang ſammeln ſie? ſagte S. M. — zwey Jahre, erwiederte ich. Nun ſo haben ſie alles nur Mögliche geleiſtet, und Ich ſchätze dieſe Arbeit nach allen ihren Verdienſten für die leidende Menſchheit. Nur Eines bleibt Mir zu wünſchen. — Ich wagte es, den höchſten Wunſch zu errathen, indem ich ſagte, auch dieſer wäre zum Theil ſchon dadurch, daß ich von den wichtigſten Stücken getreue Zeichnungen veranſtaltet hätte, und mit der Zeit dem Publikum mitzutheilen gedächte, vermuthlich erfüllt. Der Kaiſer nahm meine Antwort gnädigſt auf, begab Sich in das nahegelegene Klinikum, und erkundigte ſich dort jeder da aufgenommenen Krankheit. Da ſich jetzt S. M. in das anſtoſſende Krankenhaus, von den Vorſtehern desſelben umgeben,

verfügte; ich aber, um allen Anſchein von Einmiſchung in fremde Geſchäfte zu vermeiden, in dem Klinikum zurückgeblieben war; ſo ward ich herbeygerufen, und S. M. geruhten mich zu fragen: wenn Sie dieſes Krankenhaus zum letzten Male geſehen hätten? ich ſagte, den 12. Junius 1785 ſeye dieſes Glück demſelben zutheilgeworden. Nun, ſagte der Monarch laut, Ich kenne dieſes Spital kaum mehr, ſo ſehr haben ſie es verbeſſert. Ich wiederhole ihnen alſo den Auftrag, wornach ſie fernerhin die Leitung ſämmtlicher Spitäler in dieſigem Lande zu übernehmen haben werden! — Nun wurden die auf mich ſchon zielenden Pfeile, bis zu einer beſſeren Gelegenheit, wieder in den Köcher geſchoben.

Wenige Tage nachher hatte ich das Glück, des Kaiſers M. auch in Mayland vorgeſtellt zu werden. Bey dieſer Gelegenheit erhielt ich nochmals die tröſtliche Zuſicherung: daß die unter meinem Einfluſſe getroffene Einrichtung des Medizinalweſens in der Lombardey, des höchſten Beyfalles genöſſe; und es ward mir befohlen, in dieſer für die Menſchheit ſo wichtigen Arbeit muthig fortzufahren, und wenn ſich mir unüberwindliche Hinderniſſe entgegenſtellten, ſolche S. M. unmittelbar ſchriftlich zu eröffnen.

Im Julius 1791 machte ich, abermals in Gesellschaft meines älteren Sohnes, eine Reise in die Schweiz, und bey solcher setzte ich mir zum Hauptziele, die Gegenden, wodurch ich reisen würde, in Hinsicht auf derselben physischen Einfluß auf ihre Einwohner genau zu beobachten, und überall die Aerzte, welche mir hierüber den gewünschten Aufschluß geben konnten, zu besuchen. Ich hatte Ursache, mit meiner Erndte zufrieden zu seyn; doch kann ich auch von dieser dahier keine Rechnung ablegen, und erinnere bloß, daß mir meine Reise auch das Vergnügen verschafft hat, meinen großen Vorfahrer auf der Kanzel zu Pavia, den berühmten Tissot in Lausanne, persönlich kennen zu lernen, und dessen lehrreichen Umgang drey Tage hindurch zu genießen. In Geneve machte ich mit den fürtrefflichen Gelehrten, Odier, Pictet, Senebier, Cabanis Bekanntschaft. Auf jene des unvergeßlichen Bonnet mußte ich, weil er seinem Tode nahe war, Verzicht leisten. Schon vorher hatte ich nahe bey Zürch, einen äußerst interessanten Arzt, den Dr. Hotze kennen gelernt. Selbst Tissot sagte mir, daß er denselben für den ersten Arzt in seinem Vaterlande halte. Mein Freund Rahn

in Zürch, ſagte mir das Nämliche, und ſo war die Stimme der mehrſten Schweizerſchen Aerzte, die ich von Hotze ſprechen hörte. Möchten der Länder doch viele ſeyn, in welchen ſich die Aerzte wechſelſeitig Gerechtigkeit wiederfahren laſſen! Mit vielem Vergnügen ſah ich noch in Zürch den verdienſtvollen Dr. Hirzel. Der berühmte Meiſter daſelbſt überhäufte mich, ſo wie Rahn, mit Höflichkeitsbezeugungen. Auch Lavater empfieng mich auf das zutraulichſte. Die Profeſſoren Uſteri und Schinz in Zürch, ſo wie Dr. Rengger in Bern, meine ehemaligen Zuhörer, gaben ſich alle Mühe, mir meinen Aufenthalt in ihrem Vaterlande angenehm zu machen. Ich übergehe den Ueberreſt dieſer für mich ſo wichtigen Reiſe, und ſetze die Geſchichte meines Aufenthaltes in Italien fort.

Da ſich in das Zuchthaus zu Pizzighettone verſchiedene der Geſundheit der daſelbſt verhafteten Perſonen ſehr nachtheilige Unordnungen eingeſchlichen hatten; ſo erhielt ich unterm 23ten Dezember 1791 den höchſten Befehl, mich ohne Zeitverluſt nach jenem Orte zu verfügen, und alles, was auf die medizinische Polizey deſſelben Bezug hätte, genauſtens zu prüfen. Ich fand, daß die Klagen der hier zu

ſoo angehäuften Elenden nur allzugegründet waren, ſchilderte derſelben Lage mit Nachdruck, und theilte meine Gedanken mit, wie, ohne den Zweck jenes Gefängniſſes zu verfehlen, den eingeriſſenen Mißbräuchen abgeholfen werden möchte. Der Hof billigte meine Vorſchläge, und das Schickſal dieſer Unglücklichen ward um Vieles erleichtert.

Es waren kaum ſechs Monate ſeit der Abreiſe des Kaiſers aus Italien verfloſſen, als ich der vielen Ränke, die ich ſpielen ſah, überdrüſſig, und überzeugt, daß ich bey ſolcher Lage der Dinge wenig mehr nützen könnte, um die höchſte Erlaubniß, meine Dienſte als General-Director des Medizinalweſens niederzulegen, und nur meiner Profeſſur ferner noch vorzuſtehen, einkam. Noch am nämlichen Tage, an welchem des Kaiſers M. dieſe meine Bittſchrift erhalten hatten, geruheten Höchſtdieſelben Ihrem Gouvernement zu Mayland den Auftrag zu ertheilen: daß ſolches die Beweggründe meines Begehrens unterſuchen, und darüber ſeinen Bericht erſtatten ſolle. Ehe aber dieſes geſchehen konnte, verlohr auch dieſer Vater ſeines Volkes ſein Leben; und kaum war dieſe traurige Nachricht nach Italien gekommen, als ſchon drey meiner Kollegen mich

ſchreckbarer Vergehungen vor dem Throne des neuen Regenten beſchuldigten. Die Gerechtigkeit deſſelben erforderte, daß durch das Mayländiſche Gubernium der Grund oder Ungrund dieſer wichtigen Beſchuldigungen genaueſtens unterſucht würde. Während dieſer Unterſuchung regnete es gegen mich Pasquillen, deren nahe und entfernte Urheber zum Theil auch nicht unbekannt blieben. Ich ward in öffentlichen, ſelbſt deutſchen, Zeitungen als ein Staatsverbrecher, welchen man in Italien bereits in Ketten und Bande gelegt hätte, verſchrien. Zu allem ſchwieg ich ſtille, und verließ mich auf das Bewußtſeyn meiner Unſchuld, und auf die Gerechtigkeit meines höchſten Richters.

Schon war ein Jahr verfloſſen, und noch war kein Urtheil erſchienen! Im Spätjahre 1792 ward ich gebeten, einer ſchwediſchen Dame, welche ihrer mißlichen Geſundheit wegen nach Piſa gezogen war, einen Beſuch abzuſtatten. Die Ferien geſtatteten mir, dieſe Reiſe in Geſellſchaft meines älteſten Sohnes alſogleich vorzunehmen. Wir nahmen unſeren Weg über Placenza, Parma, Modena, Piſtoja, und Lucca. Nachdem ich hier das Wichtigſte in Augenſchein genommen hatte, ſetzte ich meine

Reiſe bis nach Piſa fort. Die kranke Dame wurde von dem berühmten Dr. Vacca, Profeſſor der Klinik auf dieſer Hohenſchule, behandelt. Nachdem wir unſere Berathſchlagung geendiget hatten, beſah ich die Merkwürdigkeiten von Piſa. Ich fand das Spital dieſer Stadt ſehr reinlich. Es lag mir an, mit den mediziniſchen Profeſſoren dieſer Univerſität bekannt zu werden, und ich ſtattete denſelben, ſoviel ihrer während den Schulferien hier waren, nämlich den Hrn. Petri, Caſtellazzi, und Brancki, meinen Beſuch ab. Auch machte ich mit Hrn. Slop, Profeſſor der Aſtronomie, deſſen Neffe mein Schüler in Pavia war, Bekanntſchaft, und beſah mit ihm den mit Inſtrumenten wohl verſehenen Wartthurm von Piſa. Der Präſident der Ruſſiſchen Admiralität, Graf von Czernichew, befand ſich ebenfalls in dieſer Stadt. Da mir deſſen Geſundheit von dem berühmten Welkard ſehr anempfohlen worden war; ſo ſtattete ich auch dieſem Kranken meinen Beſuch ab. Den 24. Oktober verfügten wir uns nach Livorno, und beſahen hier alles Gedenkwürdige; ſodann gieng ich über Piſa zurück, und nach Florenz, woſelbſt ich das Glück hatte, des Großherzogs von Toskana Königl. Hoheit

vorgeſtellt zu werden. Nachdem wir die Seltenheiten dieſer prächtigen Stadt beobachtet hatten, machte ich mit einigen berühmten Männern derſelben, beſonders mit Felice Fontana, Bichteraj, und Nannoni, Bekanntſchaft. Dieſer übernahm es, mir das prächtige Spital di santa Maria nuova, wovon er der erſte Wundarzt war, nach meinem Wunſche auf das genaueſte vorzuweiſen. Ich war mit allen Einrichtungen, beſonders aber mit jenen für wahnſinnige Kranke, äußerſt zufrieden.

Ich kam nach Pavia zurück, ohne daß ich von dem Ausgang meiner Streitſache etwas vernehmen konnte. Bald ward meine Geſundheit auf das heftigſte erſchüttert, als, mitten unter den gräßlichſten Verläumdungen, einer der fürtreflichſten Fürſten Deutſchlands, des regierenden Herrn Markgrafen von Baden Durchlaucht, mich, als Landeseingebohrnen, zu ſeinem erſten Leibarzte zu beſtimmen geruhte. So lange aber meine Rechtſchaffenheit angetaſtet blieb, konnte ich mich ohnmöglich entſchlieſſen, Italien zu verlaſſen. Kaum hatte ich mich zur Hälfte erholt; als ich mich, den Ausgang meiner Sache zu befördern, nach der Hauptſtadt verfügte. Hier ward ich des Kaiſers Majeſtät vorgeſtellt. Höchſtdieſelben

geruhten mir auf das gnädigſte zu ſagen: meine Unſchuld ſeye gerichtlich erwieſen, das Urtheil aber nach Italien bereits abgeſendet worden. Durch ſolches ward ich feyerlich ſchuldlos erkläret, in allen meinen Aemtern beſtätigt, und meine Ankläger wurden nach Verdienſt beſtraft. So ſehnlich ich nun gewünſcht hatte, in den Schoos meines Vaterlandes zurückzukehren; ſo war es mir doch nicht möglich, Dienſten zu entſagen, in welchen ich ſo gerecht und edel behandelt worden war.

Als ich nach Mayland zurückkam, erfuhr ich, daß meine guten Schüler, zum Zeichen ihrer Anhänglichkeit, mir entgegenzufahren, und mich mit Gepränge nach Pavia zu begleiten beſchloſſen hatten. Ich bat ſie, alles, was die alten Gehäſſigkeiten erneuern möchte, gänzlich zu vermeiden. Von dieſer Zeit an, genoß ich in Italien wieder der zu meinen ſo wichtigen Geſchäften ſo erforderlichen Ruhe.

Endlich erhielt ich unterm 15. Jäner 1795 den Höchſten Befehl, mich alſogleich nach Wien zu begeben, und daſelbſt einer von Sr. K. K. Majeſtät zur Verbeſſerung des Medizinalweſens bey Höchſt

Ihren Armeen niedergeſetzten Militairſanitäts-Kommiſſion beyzuſtehen. Den 26. d. M. traf ich in der Hauptſtadt ein. Während dem mir auferlegten Geſchäfte, ward die klinische Schule zu Pavia, auf Verordnung des Mayländiſchen Guberniums, von meinem älteſten Sohne, welcher ſchon im vorigen Jahre, in jener, zu meinem Aſſiſtens ernannt worden war, fortgeſetzt, und in eben dieſem Jahre ward auch meinem jüngeren Sohne die Doktorswürde in der Arzneywiſſenſchaft ertheilet.

Nach vollendetem Kommiſſionsgeſchäfte, geruheten des Kaiſers Majeſtät, unterm 20. November 1795 mich meiner, zehn Jahre hindurch in Italien geleiſteten Dienſte zu entheben, und dagegen in der Hauptſtadt, zum K. K. Hofrathe, zum Direktor des allgemeinen Krankenhauſes, und zum ordentlichen Profeſſor der praktiſchen Arzeneyſchule bey der Univerſität zu Wien, zu ernennen, und mir einen jährlichen Gehalt von 5000 Gulden, ohne allen hievon zu leidenden Abzug, nebſt einer ſchicklichen freyen Wohnung, und der zur Beſtreitung meiner Reiſekoſten erforderlichen Summe, allergnädigſt anzuweiſen. Zugleich ward mein Sohn, Doktor Joſeph

Frank, zum Primärarzte des hieſigen allgemeinen Krankenhauſes ernannt. Da aber jetzt die Schulen zu Pavia bald wieder eröffnet werden ſollten; ſo ward von Sr. M. befohlen: daß der inzwiſchen nach Wien gekommene Primararzt, Doktor Frank, wieder nach jener Hohenſchule zurückkehren, und unter Ernennung zum außerordentlichen Profeſſor, die praktiſche Kanzel, ſo wie das Klinikum, einſtweilen, und bis zur Ernennung meines Nachfolgers daſelbſt, verſehen ſollte.

Den 14. Dezember 1795 fieng ich meine praktiſche Vorleſungen, in lateiniſcher Sprache, nach meiner Epitome de curandis hominum morbis, auf der Hohenſchule zu Wien an; und nach wenigen Tagen, eröfnete ich auch die klinſche Anſtalt in dem allgemeinen Krankenhauſe. Zu jenen, war ich, vermöge meiner Anſtellung, keineswegs verbunden; aber ich glaubte nothwendig, die Grundſätze, nach welchen ich am Krankenbette handle, meinen Schülern auf das deutlichſte zu erklären; und bis jetzt habe ich immer fortgefahren, denſelben täglich eine Stunde in dieſem Geſchäfte ob=

entgeltlich zu widmen. Die Anzahl meiner Schüler, war, gegen die zu Pavia, nicht beträchtlich, ſo anſehnlich übrigens die Menge derjenigen war, welche die Neugierde anfänglich verſammelt hatte. Zur Stelle meines aſſiſtirenden Arztes, ward mein jüngerer Sohn, Doktor Franz Frank, ernannt. Das mediziniſche Klinikum beſtand damals, ſo wie das nebenanſtoſſende, chirurgiſche, in zwey kleinen, nur auf einer Seite mit Fenſtern verſehenen, und durch einen ziemlich finſteren, im Winter meiſtens mit Rauch angefüllten, Gang von einander getrennten Stuben, in deren jeder, ſechs Betten, — auf der einen Seite für das männliche, auf der anderen für das weibliche Geſchlecht aufgeſtellt waren. In der Mitte war ein beſonderes, auch kleines, den chirurgiſchen Operazionen gewidmetes Zimmer, mit einem Bette. Für drey, von ohngefähr 25 bis 30 jungen Aerzten zu beſuchende, Krankenbette, wären dieſe Stuben eben nicht viel zu enge geweſen; aber zu Stoll's Zeiten, wo ich im Jahre 1785 gegen 75 Zöglinge hier verſammelt gefunden habe, war der Raum viel zu enge, und die Luft mußte hier ſehr geſchwind eine, ſowohl dieſen, als den Kranken bedenkliche

Eigenſchaft annehmen. Kaum war ich 2 bis 3 Monate hier angeſtellt, als eine beträchtliche Anzahl fremder junger Aerzte, zur Benützung dieſer Anſtalt, nach Wien kam. Dieſe, und eine Menge von Wundärzten, welche dahier gehalten ſind, vor ihrer Prüfung, auch die mediziniſch-praktiſche Schule eine Zeit lang zu beſuchen, hoben bald alles Verhältniß zwiſchen dem Raume der Klinik und der Anzahl ihrer Schüler. Bald erkrankten, was ſchon öfters unter Stoll geſchehen war, viele unter dieſen ſehr heftig an anſteckenden Fiebern. Ich machte deßhalb ſogleich gehörigen Ortes meine Vorſtellungen. Ehe aber noch eine Abänderung geſchah, ward leider mein eigener Sohn, Doktor Franz Frank, am 19. März 1796 ein Schlachtopfer ſeines Eifers und der hier herrſchenden Gefahren. Ich ſpare auch hier dem Leſer die Erwähnung meiner ſchrecklichen Empfindungen bey ſolch' einem Verluſte. — Nun ward Doktor Thomas Cappellini, aus Pistoja, welcher meine Schule noch in Pavia beſuchet, und ſich da als ein ſehr geſchickter junger Mann ausgezeichnet hatte, zu meinem aſſiſtirenden Arzte ernannt. Bis die mediziniſche Klinik erweitert würde, erhielt ich jetzt die Erlaubniß, die Hy-

rurgiſch = praktiſche Schule anderswohin zu überſe=
ßen. Zu ſolchem Ende wies ich derſelben in dem
allgemeinen Krankenhauſe zwey geräumige Kranken=
ſäle, jeden für 20 Kranke beyder Geſchlechter, an.
Das zwiſchen dieſen Sälen befindliche anſehnliche
Zimmer, ward, auf Gutheißen der Regierung, zu
einem chyrurgiſchen Amphitheater zugerichtet,
in welchem für die Zukunft alle wichtige chyrurgi=
ſche Operazionen, die vormals auf den Kranken=
zimmern ſelbſten, zum Abſcheu und Schrecken der
übrigen gegenwärtigen Kranken, vorgenommen zu
werden pflegten, ſowohl von den Primarwundärz=
ten des allgemeinen Krankenhauſes, als ſelbſt von
dem Profeſſor der chyrurgiſchen Klinik, im Beyſeyn
aller ſeiner, und meiner Schüler vorgenommen wer=
den ſollten. Die ehemaligen Stuben der chyrur=
giſchen Klinik beſetzte ich jetzt mit innerlichen
Krankheiten zum Gebrauche meiner Schüler; und
indem ich jedes meiner 4 Zimmer nur mit 5 Bet=
ten beſetzte, ſo gewann ich etwas mehr Raum, und
konnte täglich 20 Kranke mit meinen Schülern da=
ſelbſt beſuchen. Da inzwiſchen noch immer viele von
dieſen, deren Anzahl ſich jetzt durch den Zulauf
von Fremden aller Nazionen von Monat zu Monat

ſehr vermehrte, von anſteckenden Krankheiten allzuoft litten; ſo wurden endlich auf Höchſten Befehl, die vier kleinen Stuben der Klinik, mit Hinzuziehung des mittleren Ganges, in zwey ſchöne, ziemlich hohe, und auf drey Seiten mit Fenſtern, ſo wie mit Ventilatoren wohl verſehene Krankenſäle, jeder mit 12 Betten, der eine für das männliche, der andere für das weibliche Geſchlecht, aufgerichtet; und ſo ward die Gefahr der Anſteckung um ſehr vieles vermindert.

Da in einem ſo großen Spitale, wie das hieſige iſt, ſo manche unheilbare Krankheit, ſo mancher in der gemeinen Praxis ſeltene Zuſtand, ſo mancher dem Auge des auch noch ſo erfahrenen Arztes dunkler Vorfall aufſtößt; ſo ſchien mir hier vorzüglich der Ort, dem Sitze, den Urſachen und Wirkungen dieſer Krankheiten, in den traurigen Opfern derſelben nachzuforſchen, und durch pathologiſche Leichenöffnungen die Gränzen ärztlicher Kenntniſſe zu erweitern. Zwar waren, ſeit Eröfnung dieſes Krankenhauſes, durch den Privatfleiß ſeiner Aerzte und Wundärzte, mehrere Leichen ſorgfältig geöffnet worden; aber oft fehlte es dieſen an Zeit, an einem, zu ſolchem Geſchäfte ſchicklichen Orte, an

erforderlichen Hülfsmitteln; und dann so erheischet die Zubereitung vieler solcher krankhaften Gegenstände, damit sie in ihrem vortheilhaftesten Lichte aufgestellt werden mögen, eine gewisse Uebung und Fertigkeit, die wirklich nicht die Sache eines jeden Zergliederers ist, so sehr er auch übrigens mit dem gesunden Baue des menschlichen Körpers bekannt seyn mag. Gesetzt aber, sämmtliche diese Hinderniſſe wurden überwunden; so kamen doch nur die wenigsten von so wichtigen Präparaten in die rechten Hände; die mehrsten davon blieben in jenen einzelner Aerzte und Wundärzte; und der öffentliche Unterricht blieb dieser so äußerst wichtigen Hülfsmittel beraubt. Zwar sind in dem anatomischen Kabinete der hiesigen Hohenschule, durch den unermüdeten Fleiß seiner fürtrefflichen Vorsteher, auch manche sehr wichtige pathologische Präparate gesammelt worden; aber gegen dasjenige dieser Art, was mit den Leichen des allgemeinen Krankenhauses, ohne genaues Nachforschen, verscharret wurde, war es doch immer noch sehr wenig, und zudem war es sowohl unter andern, mehr physiologischen Zubereitungen aufgestellt, als ferne von dem Orte, wo es der Lehrer der medizinischen

Praxis bey ſeinen täglichen Vorleſungen füglich hätte benützen mögen. Hier in dem Spital, fand ich kaum 4 bis 5 pathologiſche, dazu noch übel verwahrte, Präparaten; und wie hätten derſelben wohl viele, in dem abſcheulichen, und den unerträglichſten Geſtank verbreitenden Leichenhauſe, von den auch noch ſo eifrigen Aerzten und Wundärzten dieſer Anſtalt, ohne augenſcheinliche Lebensgefahr erworben werden mögen? Meine vorzüglichſte Sorge gieng alſo dahin, daß ſowohl für dieſen Entzweck, als zur Rettung der Scheintodten, ein geräumiges, und zugleich reinliches Leichenhaus, neben dieſem aber eine kleine, zum Wärmen des benöthigten Waſſers, u. ſ. w. brauchbare Küche, und ſodann ein zur pathologiſchen Leichenöffnung eigends beſtimmtes Zimmer, nebſt einer Seitenkammer für den Profektor, errichtet würden, und dieſer gemeinnützige Vorſchlag ward ohne Anſtand begnehmiget. Bey der Menge von Leichen in einem ſo großen Krankenhauſe, wohin noch ſo viele Kranke in den letzten Augenblicken ihres Lebens gebracht werden, war ein eigener pathologiſcher Profektor erforderlich, und zu einem ſolchen, ward Rudolph Aloys Vetter beſtellt. Zur Ord-

nung und Aufbewahrung der pathologischen Präparate, ward einstweilen ein, an den Hörsal für die praktische Schule anstoßendes, geräumiges Zimmer, nebst den gehörigen Schränken, Gefäßen, bestimmt, und zugleich befohlen, über das Gesammelte ein genaues Verzeichniß zu führen, und so viel möglich, demselben auch eine kurze Geschichte des tödtlich ausgefallenen Uebels einzuverleiben. Die übrigen Spitäler Niederösterreichs erhielten die Weisung, sich mit ähnlichen Beschäftigungen abzugeben, und das Vorgefundene an das neuerrichtete pathologische Museum dahier einzusenden. Obschon nun dieser letztere Entzweck bisher nicht erfüllet worden ist, und von daher kaum zwey Präparate dieser Art eingegangen sind; so sind doch von den bloßen Leichen des Krankenhauses, und durch Beyträge meiner auswärtigen, für die Wissenschaft besorgten Freunde, in den ersten zwey Jahren dieser Anstalt, viele, und zum Theil sehr wichtige Präparate aufgestellet worden; und wenn unser Fleiß nicht erkaltet; so dürfte dieses Museum, in weniger dann zehn Jahren, das erste dieser Art in Europa werden.

Da ich bisher stets der Meinung war, daß der Errichtung eines nur in etwas ansehnlichen Kranken-

hauſes, immer drey Geſichtspunkte, nämlich erſtens, die Verpflegung dürftiger Kranken, zweytens, die Erziehung geſchickter Aerzte und Wundärzte, drittens aber, die Beförderung, Erweiterung der Heilwiſſenſchaft, vorgeſetzt werden ſollten; ſo blieb mir noch Manches zur Erzielung ſo groſſer Entzwecke vorzuſchlagen übrig.

Für den erſten aus dieſen waren ſchon vor mir ſehr fürtrefliche Einrichtungen gemacht worden; doch ſchien mir das Werk noch immer nach und nach vervollkommnet werden zu können. Die ehemals ſehr gute, bloß ſchriftlich verfaßte Pharmakopoe des allgemeinen Krankenhauſes, war den, doch immer vorrückenden, Zeiten nicht mehr ganz angemeſſen, und die jährlichen Auslagen für Arzeneyen, welche im Durchſchnitt gegen 45,000 fl. betrugen, ſchienen mir ohne allen Nachtheil, und ſogar zum gewiſſen Nutzen der Kranken, gemäßiget werden zu können. Die Landesregierung geſtattete daher, daß die vor wenigen Jahren von der Militairſanitätskommiſſion dahier entworfene, neue Militärpharmakopoe, welche auch unſere Spitalärzte und Wundärzte, bis auf Weniges, was die Behandlung ſo vieler Gebäh-

renden und Kinder angeht, für hinreichend erklärt hatten, den gewöhnlichen Arzneyvorschriften zum Grund geleget würde. Durch dieſe Verfügung erwuchs, auch mit Abzug der jetzt nicht mehr, wie ehemals, für auswärtige Kranke in dem Spitale befindlichen, und jährlich mit einer Auslage von 4 bis 5,000 fl. verknüpften, ſogenannten Frühordination, verurſachten Unkoſten, eine jährliche Erſparniß von 7 bis 8,000 Gulden. Hingegen ſchien mir die Koſt der Kranken, nicht ſowohl in Hinſicht auf die Gattungen der Speiſen, dann in Rückſicht auf die Freygebigkeit der Aerzte in Darreichung dieſer, oder jener erhöhten Nahrungsportion für wiedergenesende Kranke einen Zuſatz, und folglich gröſſere Auslagen, dringend zu fordern. Unſere mehrſten Kranke beſtehen aus armen Handwerksleuten, Taglöhnern u. ſ. w., welche, um wieder zu ihrem mühſeligen Gewerbe zurückkehren, und ihre darbende Familie ernähren zu können, ihrer Kräfte bedürfen. Bey aller vernünftigen Sparſamkeit, die ich daher den Spitalärzten und Wundärzten in Hinſicht auf die nicht ganz hinreichenden Quellen der Spitaleinkünfte, anempfahl; drang ich dennoch darauf, daß nichts geſparet würde, was zur geſchwin-

beten, folglich auch dem Spitale ſelbſt vortheilhaften, Erholung der Wiedergeneſenden beyzutragen im Stand wäre. Die Speiſen für die Kranken des Spitals wurden damals von eigenen Pächtern, oder Traiteurs geliefert; und bey dieſen giengen zugleich mehrere Secundarärzte und Wundärzte des Krankenhauſes damals in die Koſt. Da aus dieſem letzteren Umſtande leicht wechſelſeitige Verbindlichkeiten entſtehen konnten; ſo ward erwähnten Aerzten und Wundärzten aufgetragen, ſich eines anderen Tiſches zu bedienen. Da nun den Pächtern ſowohl für die tägliche Verköſtigung der ohnentgeltlich aufgenommenen, als für die verſchiedenen Klaſſen der bezahlenden Kranken, ein beſtimmter Preis ausgeſetzt worden war; ſo machten jene Verfügungen, daß die Traiteurs ſich äuſſerſt beſchwerten, und die Lieferung der Krankenkoſt, ſo wie ſie jetzt von den Aerzten und Wundärzten verſchrieben würde, für jenen Preis nicht mehr liefern zu können erklärten. Eine kleine Zulage konnte die Pächter noch nicht zufriedenſtellen; und da ich es ſelbſt mit ihrer Bedienung nicht war; ſo ward, auf Gutbefinden der Regierung, in Hinſicht auf Küchenweſen, die, freylich um vieles

beſſere, aber bey jetzigen ſo theuern Zeiten auch koſtſpieligere Regle eingeführet. Da die Brodportionen bisher nach einem 1784 beſtimmten Preiſe dargereichet wurden, und mit ſteigender Theuerung immer kleiner, und endlich ganz unzureichend geworden waren; ſo wurden dieſelben jetzt nach dem beſtändigeren Gewichte beſtimmt, und nach den in andern anſehnlichen Krankenhäuſern Deutſchlands und Italiens üblichen Brodgaben, um ein Merkliches erhöhet. Die Stundenordnung des Spitals ſchien mir zwiſchen der Einnahme der verſchriebenen Arzeneyen, und dem Genuſſe der Speiſen, für die ohnentgeltlich, und für die gegen Bezahlung von 10 Kr. aufgenommenen Kranken, nicht Raum genug zu laſſen. Erſt um 8 Uhr des Morgens kamen die Aerzte zum Krankenbeſuche; und ſo konnten ſämmtliche von ihnen verſchriebene Arzeneyen nicht wohl früher, dann gegen 10 bis 11 Uhr, aus der Spitalapotheke geliefert werden. Dieß waren aber die zum Abſpeiſen der Kranken beſtimmten Stunden; und ſo konnte den Pazienten, außer von jenen Mitteln, die ſchon des Abends vorher verſchrieben worden waren, aber des folgenden Tages nicht ſelten ausgeſetzt werden muß-

ten, bis gegen die Mittagsſtunde nur ſehr wenig gereichet werden. Des Nachts wurden ohnehin ſelten Arzneyen innerlich gegeben. Ich ſetzte demnach den Frühbeſuch der Kranken von ihren Aerzten und Wundärzten, das ganze Jahr hindurch, auf 7 Uhr, des Mittagsmal aber auf 11 Uhr des Morgens. Da das Abendeſſen auch jetzt noch um 5 Uhr gereichet wurde; ſo ward zwar hiedurch die Zwiſchenzeit um eine Stunde abgekürzt; aber weil doch immer viel weniger, dann zu Mittage genoſſen wird, die Fortſetzung der Arzneyen nur wenig unterbrochen. In bedenklichen Krankheiten mußten jetzt die Arzneymittel auch zur Nachtzeit gehörig fortgegeben werden.

Zwar waren auch vorhin für die Wiedergenesenden beyderley Geſchlechts zwey eigene Säle angewieſen worden; da aber ſo nicht immer eben derſelbe Arzt, welcher ſie in ihrer kaum überſtandenen Krankheit behandelt hatte, die Rekonvaleszenten beſorgte; ſo entgieng dem fremden Arzte vieles, was zur zweckmäßigeren Behandlung der Wiedergenesung zu wiſſen erforderlich iſt, und dem Geneſenden fiel es ſchwer, ſeine eigene Krankheitsgeſchichte getreu zu erzählen, und in einen ihm unbekannten Arzt ſein Zutrauen zu ſetzen. Daher ward nun

nahe an jeder ärztlichen Abtheilung, ein eigenes Zimmer für die Wiedergenesenden beſtimmt; und dieſe wurden, bis ſie endlich, als geheilt, das Krankenhaus verlaſſen konnten, von ihrem bisherigen Arzte behandelt.

Die Heilung aller innerlichen Krankheiten war bisher vier Primarärzten des Krankenhauſes überlaſſen: und ſo hatte ein jeder derſelben, beſonders im Spätjahre und Winter, oft 150 auch 180, und mehrere Kranke zu behandeln. Es war mir zwar nicht unbekannt, daß es Spitäler gebe, in welchen ein Arzt 3 bis 400 Kranke allein zu beſorgen hat; aber da ich aus eigener, langwieriger Erfahrung wußte, was ein Mann in ſo wichtigen Dingen zu leiſten vermöge; da mir nicht unbekannt war, daß bey einer allzugroßen Anzahl von Kranken das Gedächtniß dem Heilenden nicht immer ſo getreu bleibe, um daß nicht aus dieſem Mangel der Erinnerung, manchem Kranken ein Nachtheil zuwachſen dürfte; da ich wenigſtens drey Minuten Ueberlegung von dem Arzte bey jedem Krankenbette erwarten mußte, ſo viel Zeit aber den Arzt, bey auch nur 150 Kranken, im Durchſchnitte doch über vierthalbe Stunden, alſo bis über die zum Abſpeiſen der Kranken ange-

wieſene Zeit, zurückhalten würde; da auf ſolche Weiſe, die zuletzt zu bedienenden Kranken des Morgens ſehr lange nicht abgefertiget werden könnten; da ich endlich durch die Erfahrung überwieſen worden war, daß in einem Zeitraume von 12 Jahren, in dem allgemeinen Krankenhauſe zu Wien mehr Aerzte und Wundärzte ein Opfer anſteckender Spitalfieber geworden waren, als ſonſt in fünf Spitälern gleicher Größe, in ſo viel Zeit, zu fallen pflegen; daß folglich eine allzugroße Ausdehnung der Krankenbeſuche an einem ſolchen Orte, ſowohl den Kranken leicht nachtheilig, als den Aerzten ſehr gefährlich werden dürfte; ſo war ich der Meinung, daß der fünfte Primararzt für das allgemeine Krankenhaus nichts weniger dann überflüßig, ſondern ſogar nothwendig ſeye. Da nun inzwiſchen bey Aufhörung der Krübordinazion in dem allgemeinen Krankenhauſe, ſo wie ſchon in den Vorſtädten geſchehen war, auch in der Stadt ſelbſten, ein Armenarzt beſtellt, zu dieſem Amte aber ein Primararzt des allgemeinen Krankenhauſes gewählet wurde; ſo ward deſſen Stelle, auf meinen Antrag, durch den, als Schriftſteller bekannten, gelehrten praktiſchen Arzt, Dr. Sallaba, wieder

beſetzt. So nämlich, wie ich einſtens zu Pavia gethan hatte, wünſchte ich auch dem hieſigen Spitale beſtändig ſolche Aerzte, die, nebſt der erforderlichen Erfahrung, auch die Theorie der Heilwiſſenſchaft in ihrem ganzen Umfange beſäßen, und in den Entdeckungen der Zeit ſo vorgerücket wären: daß die hieſigen Arzeneyſchüler nicht nur auf der praktiſchen Schule, ſondern auch auf jeder Abtheilung des Spitals, den beſtmöglichſten Unterricht finden, und ſo nicht nur des kliniſchen Profeſſors, ſondern allenfalls auch verſchiedene Heilmethoden zu beobachten, und die eine mit der anderen zu vergleichen, Gelegenheit finden möchten. Doktor Sallaba, der an einem unheilbaren Bruſtübel litt, ward ſchon in den erſten Monaten von einem Spitalfieber dahingeriſſen; und nun ward deſſen Stelle mit Dr. Renſi, welcher ſchon ſeit Aufrichtung des allgemeinen Krankenhauſes als Secundararzt gedienet hatte, beſetzt. So wie nun durch Anſtellung eines fünften Primararztes die Auslagen für das Spital erhöhet wurden; ſo wurden dieſelben in der Folge, als der älteſte Primarwundarzt Sartori mit Tod abgieng, weil 4 Primarwundärzte, die nicht ſo häufigen Externiſten (mit äußerlichen Uebeln Behafteten)

des Spitals gar füglich bedienen mögen, bis auf einige hundert Gulden, wieder erſparet.

Die Pferdeſtälle unter den weiblichen Guldenzimmern, wueden in mehrere einzelne Krankenzimmer, woran es in unſerem Spitale hauptſächlich fehlet, für epileptiſche, oder für andere, die Ruhe ſtörende, oder Abſcheu erregende Pazienten zugerichtet.

Da aber die mehrſten in dem Irrenthurme befindlichen Wahnwitzigen, aus Mangel eines ſchicklichen Platzes, nie aus dieſem ungeſunden Gebäude gelaſſen werden konnten, und ſich auf Sonn- und Feyertäge eine Menge müßiger, fürwitziger Perſonen um jenen Thurm verſammelte, die daſelbſt verhafteten Perſonen durch Zurufen ſtörte, oft reizte, auch manchmal denſelben ſchneidende und andere ſchädliche Werkzeuge zuſteckte; ſo ward jetzt, auf mein Einrathen, durch eine Mauer aller willkührlicher Zutritt verſperrt, zugleich aber zu beyden Seiten des Irrenthurms ein Raſenplatz mit Bäumen beſetzt, und den unglücklichen Verrückten zu einiger Bewegung in freyer Luft, und zu ihrer Ergötzung angewieſen.

Die in jeder Zelle der Wahnwitzigen befindlichen, einen unerträglichen Gestank verbreitenden, Abtritte wurden vermauert; hingegen ward jenen ein verdecktes Gefäß, welches, so oft es zu ihren Bedürfnissen gedient hatte, sogleich beseitiget werden konnte, angewiesen.

Auch die chyrurgischen Bandagen und Instrumenten wurden jetzt verbessert, oder ergänzt; und da von letztern kein erforderlicher Vorrath mehr vorhanden war; so ward auch für diesen gesorget.

In Hinsicht auf Erziehung geschickter Aerzte und Wundärzte, so ward hiezu durch die Erweiterung beyder klinischen Anstalten, durch die Aufnahme mehrerer merkwürdigen Fälle, durch das chyrurgische Amphitheater, das pathologische Kabinet, so wie durch die täglichen, das ganze System der praktischen Heilkunst umfassenden Vorlesungen, weil die sämmtlichen Secundarärzte, Wundärzte, und Praktikanten des Spitals, diese Anstalten, so viel es der Spitaldienst gestattete, fleißig besuchten, schon der Grundstein gelegt. Da aber die Entfernung des Spitals von öffentlichen Büchersammlun-

gen, und die Unmöglichkeit, ſich die benöthigten Bücher ſelbſt anzuſchaffen, noch Manchen an täglicher Erweiterung ſeiner Kenntniſſe verhinderten; ſo ward zu einer kleinen mediziniſch-chyrurgiſchen Handbibliothek der Anfang gemacht, um ſolche, ſobald ſie nur einiger Maßen in Ordnung, und mit den erforderlichen Bequemlichkeiten verſehen ſeyn wird, dem Gebrauche der Spitalärzte und Wundärzte zu widmen.

Was die Beförderung und Erweiterung der Heilwiſſenſchaft angeht; ſo ſind die pathologiſchen Leichenöffnungen, die Aufbewahrung und Beſchreibung der bey dieſen vorgefundenen Gegenſtände, zur Erreichung eines ſolchen Endzweckes ſehr beträchtliche Hülfsmittel. Von den wichtigſten Beobachtungen, ſo wie von den herrſchenden Krankheiten, die von den Primarärzten und Wundärzten auf ihren Abtheilungen gemacht wurden, geſchieht bey den gewöhnlichen Sitzungen der ſogenannten Hauskommiſſion jedesmal Meldung. Wenn unter jenen Aerzten einer, neuentdeckte, bereits öfters mit Erfolge anderwärts geprüfte, obſchon in der Militärpharmakopoe nicht enthaltene Arzeneymittel

anzuwenden gedenket: ſo wird ihm hiezu von der Spitaldirekzion Gelegenheit verſchaft.

Im Jahre 1797 ward ich zu der von Sr. M. niedergeſetzten Studienreviſions-Hofkommiſſion gezogen, und entwarf den mediziniſch-chyrurgiſchen Unterrichtsplan, welchen dieſelbe der Höchſten Begnehmigung des Monarchen überreichet hat. In eben dieſem Jahre verfertigte ich zu meines Sohnes, des Primararztes Dr. Joſeph Frank's, Ratio Inſtituti clinici Ticinensis, Viennae 1797 8vo. eine eigene Vorrede, in welcher ich meine Gedanken über die Brownſche Lehre näher entwickelt habe.

Unterm 22. Juny 1798 ward ich zum Mitgliede des Königl. Spaniſchen Kollegiums der Aerzte zu Madrit, — und im November 1800 zu jenem des Kollegiums der Aerzte und Wundärzte zu Venedig ernannt. Im Julius d. J. erlitt ich einen ſtarken, obſchon kurzen Anfall von Podagra, nach welchem ich in eine merkliche Schwäche verfiel, und an beyden Füſſen von einer beträchtlichen Waſſergeſchwulſt ergriffen ward. Ich ſah ein, daß ich eine

Zeit lang allen Arbeiten entſagen, und der Landluft genießen mußte. Daher begab ich mich nach Oberöſterreich, an den Gmundnerſee, beſuchte von da das Kammergut, und erholte mich in dieſen romantiſchen Gegenden in 11 Tagen auf das Vollkommenſte.

Endlich ward ich auch der, unterm 16. July 1801, wegen künftiger Einrichtung und Organiſazion der dahieſigen Viehargneyſchule und Thierſpitals niedergeſetzten Kommiſſion zugeſellet. Schon in meinem für die Univerſität zu Pavia entworfenen Plane, hatte ich darauf angetragen: daß auf derſelben auch ſolch' eine Schule errichtet, oder vielmehr jene, die ſchon zu Mantova beſtand, dieſem Mittelpunkte der Studien einverleibt, und erweitert werden möchte. Ich zeigte damals die Vortheile einer engeren Verbindung beyder Wiſſenſchaften an ein und dem nämlichen Orte; und erwies, daß die Arzeneywiſſenſchaft, wenn man ihr nicht von jeher ſo enge Grenzen geſetzt, und ſie nicht blos auf eine, obſchon die edelſte Gattung lebender Geſchöpfe eingeſchränkt hätte, ſchon lange einen höheren Grad von Vollkommenheit erreicht haben würde. Wie ſehr, ſagte ich, hat ſich nicht

die Lehre vom geſunden Zuſtande des Menſchen und deſſen Verrichtungen, zu ihrem Vortheile verändert, ſeitdem man den Körperbau verſchiedener Gattungen von Thieren, die Werkzeuge ihrer Verrichtungen genauer zergliedert, und dieſe und jene mit einander verglichen hat? Welch' ein Licht hat nicht ſelbſt eine nähere Bekanntſchaft mit dem Leben der Pflanzen, über jenes der Menſchen und ihrer thieriſchen Verwandten verbreitet? Warum alſo nur ſtückweis arbeiten, und immer das Ganze, der Theile wegen, vernachläſſigen wollen? . . . Man lehre zuerſt, fuhr ich fort, eine allgemeine Anatomie, eine allgemeine Phyſiologie der ganzen lebenden Natur für alle Klaſſen von Menſchen, die ſich den, doch immer verſchwiſterten, Wiſſenſchaften widmen wollen, ehe man dieſe wichtigen Theile der Menſchenarzneywiſſenſchaft ſo ins Feine zu bearbeiten, und die Anwendung derſelben auf eine Gattung von Geſchöpfen, den künftigen Aerzten zu erklären gedenket. Man errichte anatomiſche Kabinette, in welchen Theile, die bey verſchiedenen Thieren eine gleiche Verrichtung haben, neben einander geſtellt, Theile aber, welche nur einer Gat-

lung von Thieren, zu beſonderen Verrichtungen gegeben worden ſind, in ein beſonderes Fach eingetragen werden. Zu beyden werden auch die Pflanzen ihre Beyträge liefern. Gleich neben dieſen anatomiſch-phyſiologiſchen Kabinetten, laſſe man die durch Krankheit veränderten, oder neu erzeugten Theile eben dieſer Thiere und Pflanzen, zur vergleichenden Krankheitslehre, in einem pathologiſchen Muſeum folgen! Nebſt der klinischen, ſowohl ärztlichen, als wundärztlichen Schule, ſey unſere Hohenſchule auch mit eigenen Krankenſtällen für Pferde, für Hornvieh, für Schafe, verſehen! Dieſe Krankenſtälle beſuchen eigene, für die Thierarzneykunde beſtellte Lehrer; aber es beſuche ſie auch der Profeſſor der Klinik ſammt ſeinen Schülern, und beſtimme den Unterſchied der Urſachen, der Symptome, welche eine und die nämliche Krankheit bey Menſchen und bey Hausthieren verurſachen, begleiten, ſo wie die verſchiedene Wirkungsart der Mittel, ihre Doſen bey Menſchen und bey erwähnten Thieren. Der Viehargt ſey zugleich ein erfahrner Menſchenarzt, und beyde ſuchen, durch eine vergleichende Therapie die Gränzen

beyder Wiſſenſchaften täglich zu erweitern! — Der von mir vorgelegte Plan fand den Höchſten Beyfall, und Kaiſer Joſeph der II. befahl denſelben auszuführen; als auf einmal die Sache eine andere Wendung nahm, und die Viehartzeyſchule nach Mayland verſetzt wurde.

Noch vor Ende des Schuljahres 1801 erhielt ich den Höchſten Befehl, in dem dahieſigen allgemeinen Krankenhauſe, die ſogenannten Kuhpocken oder Vaccine, einer Anzahl von Waiſen und Findelkindern einzupfropfen, nach einiger Zeit aber mit Einimpfung der wahren Pocken, an eben jenen Kindern die Gegenprobe öffentlich vorzunehmen, und über dieſe gemeinnützige Verſuche meinen Bericht abzuſtatten. Mit Anfange des Septembermonats, befolgte ich dieſen wichtigen Auftrag in Hinſicht der Kuhpockeneinimpfung an 26 Kindern, wovon jedoch nur 15 die Vaccine deutlich erhielten. Die Zwiſchenzeit benützte ich zu meiner ſo nöthigen Erholung, und begab mich eben dahin, wo ich im vorigen Jahre meine verlorne Geſundheit wieder erhalten hatte. Von da machte ich eine Seitenreiſe nach Salzburg. Im November eben dieſes Jahres nahm ich mit

eben den 15 Kindern, welchen die Vaccine mit Erfolg eingeimpfet worden war, mit wahrem Pockeneifer die Gegenprobe vor, und ich erinnere hier blos, daß diese ganz zum Vortheile der Kuhpocken ausgefallen seye.

So viel von meinem Leben! wenigstens war solches bis auf diesen Augenblick sehr ruhig, und ich darf es wohl sagen, mehr meinen Mitmenschen, dann mir selbsten gewidmet. Manchmal befällt mich nun mein Spleen, und da sage ich mir beimlich: Hättest du den Stand deines Vaters gewählet, du hättest doch ruhiger geschlafen! — Geschlafen? antwortet später die Vernunft, und wer ist blos zu diesem gebohren? . . . dann schweige ich schamroth, und lüpfe muthig die schon gewöhnte Last

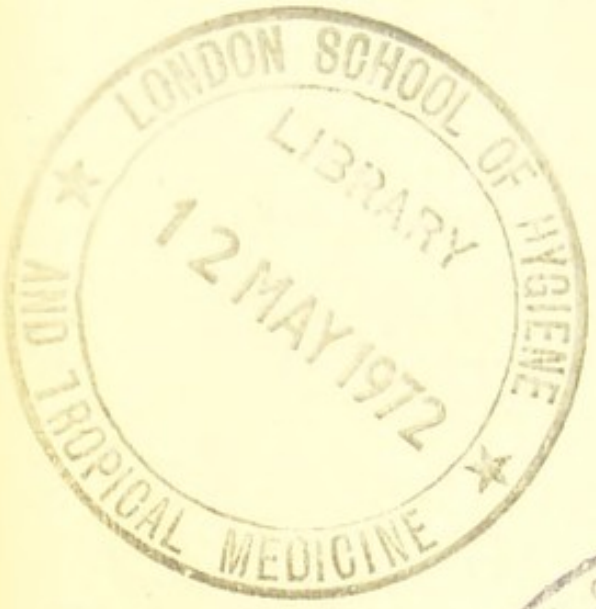
auf meine ſchon älternde Schultern. Des Undankes kann ich weder Deutſchland noch Italien beſchuldigen. Das ſchmachtende Pflänzchen, welches ich, als Verfaſſer der mediziniſchen Polizey, in jenen Boden verſetzet habe, iſt, in einem nicht ſehr langen Zeitraume, zu einem Baume emporgewachſen, welcher ſeine Aeſte bereits über den größten Theil von Europa ausgedehnet, und überall Früchte, deren Reife ich ſobald ſelbſten nicht erwartet hätte, getragen hat. Unter dem Schatten ſolch' eines Baumes, mein Grabmal! — wird wohl je die Mißgunſt auch meine Aſche da zu beunruhigen wagen? Ich kam als ein Deutſcher nach Wälſchland, um zu jener Quelle, aus welcher vor dieſem ganz Europa die wichtigſten Kenntniſſe in der Heilkunde begierig zu ſchöpfen pflegte, die nämliche, ſeitdem um Vieles vervollkommnete Wiſſenſchaft zurückzufließen. Habe ich dieſe große Beſtimmung erfüllt; reden unter den 2000 Aerzten, die ich dort gebildet habe, die mehrſten zum Vortheile des genoſſenen Unterrichtes; ſo habe ich die Achtung der Fremden für die ſchnelle Kultur meines Vaterlandes gerechtfertiget, und das

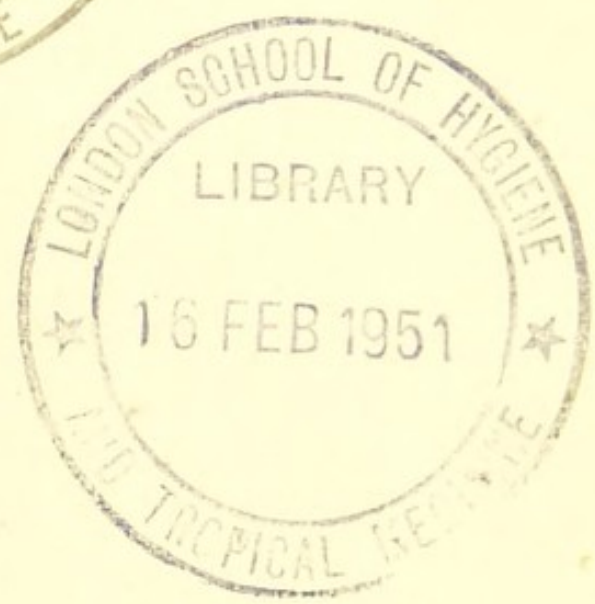
genereiche Italien hat mir in ſeinem, durch zehn Jahre nie ausgeſetzten Zutrauen ein ehrenvolles Denkmal geſtiftet. Freylich bin ich, bey allen meinen Arbeiten, noch ein großer Schuldner derjenigen, die mich bisher mit ihrem Beyfalle beehret haben. Noch habe ich von meinem Syſtem der medizinischen Polizey, um daß es vollſtändig heißen möge, zwey, — von meiner Epitome de curandis hominum morbis, wenigſtens noch drey Bände zu liefern. Von meinen, in der Klinik von drey Hohenſchulen gemachten, zum Theil ſehr wichtigen Beobachtungen, habe ich nicht den tauſendſten Theil bekannt gemacht. Manche ſchöne Kupferſtiche von wichtigen pathologiſchen Gegenſtänden habe ich mit vielen Unkoſten verfertigen laſſen: und alles dieß liegt in meinem Pulte vergraben! Sieht man inzwiſchen auf die Menge meiner Berufsgeſchäfte bey meinen verſchiedenen Anſtellungen zurück; betrachtet man, daß ich mir bey dieſen ſo viel als gar keine Erholung geſtatte; ſo habe ich hoffentlich auf Nachſicht zu zählen. Die Materialien zu dem, was ich noch zu liefern habe, liegen alle bereit, und ich denke, ſie

ſollen, nach ſo vieljähriger Erfahrung, ſowohl was medizinische Polizey, als was praktische Heilkunde betrift, durch einige Zurückhaltung mehr gewonnen, dann verloren haben.

Wien den 24. Dezember 1802.

1956-1
19724
b. DY
(FRA)
1802





S&S 7160